

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

2. Jahrgang — Heft 3 Preis 20 Pfg.

April 1952

Verlagsort Frankfurt a. M.

„Unrechts-Staat?“

Bei dem Remer-Prozeß in Braunschweig standen andere Dinge auf dem Spiel als etwa die Frage, ob Remer den Tatbestand der §§ 186, 189 des Strafgesetzbuches (Ueble Nachrede, Verunglimpfung des Andenkens Verstorbener) erfüllt habe. Es ging auch sicherlich nicht um die Ehre der Männer vom 20. Juli. Es ging bei diesem Prozeß um das Recht. In Braunschweig hatte ein deutsches Gericht die ungeheure Chance, einmal klar und unbefangen das zu durchdenken, was in der Zeit zwischen 1933 und 1945 bei uns vorging. Es hatte die Chance, für diese Zeit die Frage nach dem Recht des Führerstaates zu stellen. Es hatte die Chance, klar und deutlich auszusprechen, was uns heute von diesem „Staat“ Hitlers trennt, was uns vom Recht her gesehen von diesem „Staat“ unterscheidet. Wurde die Chance genutzt?

Wenn in dem folgenden diese Frage behandelt werden soll, so muß sich der Verfasser ganz auf die Berichte stützen, die durch die Presse von diesem Prozeß gegangen sind. Wieweit diese Berichte richtig oder nicht richtig sind, mag dahingestellt bleiben. Nur an ihnen, nicht an der noch nicht veröffentlichten Urteilsbegründung hat sich die öffentliche Diskussion entfacht.

Anlaß dieses Prozesses war ein massiver Angriff Remers: er hatte in einer öffentlichen Parteiversammlung erklärt, die Verschwörer vom 20. Juli seien „zum Teil in hohem Maße Landesverräter“ gewesen, außerdem sogar vom Ausland bezahlt worden. Im Prozeß konnte er versuchen, die Wahrheit seiner Behauptungen zu beweisen. Der Beleidiger spielt in vielen Fällen vor Gericht noch einmal die Rolle des Angreifers. Remers Verteidigung half ihm mit der Feststellung, daß in einem Kriege der Hochverrat dem Landesverrat zumindest sehr nahe komme.

Die äußere Frage des Prozesses war daher die Frage nach dem Hoch- bzw. Landesverrat der Widerstandskämpfer: Haben die Widerstandskämpfer im Dritten Reich Hoch- bzw. Landesverrat begangen? Hat man bei den Widerstandskämpfern zwischen bestimmten Gruppen zu differenzieren? War Hoch- bzw. Landesverrat unter den Nazis überhaupt möglich? Wenn ja, hatte dann Remer nicht recht, wenn er behauptet, ein großer Teil der Widerstandskämpfer sei Landesverräter gewesen, da der Hochverrat im Kriege nur noch schwer vom Landesverrat abzugrenzen ist?

Guter Wille genügt nicht!

Die Anklage wurde dadurch zur Verteidigung. Den Schwerpunkt ihrer Ausführungen legte sie auf die moralische, nicht auf die juristische Seite des Vorgehens der Widerstandskämpfer. Sie betonte, daß die Männer vom 20. Juli „das Beste gewollt“ hätten, daß ihre Handlungen ethisch einwandfrei seien. Nur gegen Ende seines Plädoyers untersuchte der Generalstaatsanwalt das, was man als den objektiven Tatbestand des Hoch- bzw. Landesverrats hieran feststellen könnte. Er bezeichnete das Dritte Reich als „Unrechtsstaat“, der „nicht hochverratfähig“ gewesen sei. Der Vorsitzende hat auf diese Ausführungen erschrocken gefragt, ob er als Richter auch die Leute des nach der Niederlage von Stalingrad in Rußland gegründeten Nationalkomitees „Freies Deutschland“ decken müsse, dessen Aktivitäten er selbst als Kriegsgefangener erlebt hatte.

Wenn so die moralische Seite des Hoch- und Landesverrats in den Vordergrund gestellt wurde, hat man dann nicht die eigentliche Frage — die Rechtsfrage — umgangen? Solange nicht klargestellt ist, ob die Widerstandskämpfer den objektiven Tatbestand dieser Hoch- und Landesverratsbestimmungen erfüllten, ist alles Reden von dem „guten Willen etc.“ sinnlos. Nur an dieser Stelle liegt auch das Problem, das heute interessiert und für eine Klärung der eigenen Position gelöst werden muß. Zur Prüfung dieses „objektiven Tatbestandes“ gehört aber vor allem die Frage, wer da eigentlich „verraten“ worden ist. Der Staat Hitlers? Wichtig ist die Frage, ob in ihm das Schutzobjekt der Landes- und Hochverratsbestimmungen gegeben war.

Am 9. 5. findet um 11 Uhr eine Studentenvollversammlung in der Aula anlässlich der Übergabe der Amtsgeschäfte an den neuen AstA statt. Einzelheiten siehe schwarzes Brett!

Der Staatsanwalt hat das Hitlerregime in seinem Plädoyer als einen „Unrechtsstaat“ bezeichnet und diesen Begriff mit dem rechtswidrigen Zustandekommen des Dritten Reiches begründet: dem Reichstagsbrand, den darauffolgenden Verordnungen, dem Ermächtigungsgesetz etc., das an sich 1943 endete.

Wo der Staat aufhört

Aber war dies Regime überhaupt ein Staat? Es gibt zwei Begründungen, die das bejahen würden. Die eine stützt sich auf die formale Definition des Staates, der immer dann gegeben sei, wenn ein Volk auf eigenem Gebiet von einer eigenen Regierung regiert wird. Die andere leitet seine Existenz von seiner diplomatischen Anerkennung durch andere Staaten ab. Den Nazis selbst ist der Begriff des Staates immer unheimlich geblieben. Sie haben entweder die oben zitierte Formel verändert zu der Parole „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“ oder auf der Rede vom Führerstaat beharrt, zum Unterschied zu allen landläufigen Begriffen vom Staat, der dies Gebilde nicht auf die Person eines Kommandierenden, sondern auf das Recht gründen muß; auch die „Einheit von Partei und Staat“ betonte den Gegensatz von allgemein gültigem Recht und Apparat. Man könnte sagen, daß diese Äußerungen der Abneigung auch nur subjektiv gewesen seien und am Wesen des Staates noch nichts änderten. Aber einmal hat die Geschichte des Dritten Reichs gezeigt, daß eben dies Führerprinzip, dem der blinde fanatische Gehorsam zugeordnet war, das stetig und bis zum schrecklichen Ende zerstört hat, was vom Staat noch überleben mochte. Zweitens hört der Begriff „subjektiv“ dort auf, sinnvoll zu sein, wo das totalitäre Prinzip des Regimes seine staatsnegierenden Normen nicht nur setzen, sondern unbehindert auch verwirklichen konnte.

Die diplomatische Anerkennung durch andere Staaten als Legitimation für einen Staat zu nehmen, bedeutet eine arge Verwechslung von Politik und Recht. Denn mag diese Prozedur auch in Regeln des Völkerrechts gefaßt sein: diese Regeln sind formaler Natur, und was die Anerkennung bestimmt, sind immer Erwägungen der politischen Opportunität gewesen. Das würde also mehr bedeuten, als bloß Opportunismus als Grundlage des Rechts — es wäre der Opportunismus anderer, der die Deutschen bis zum Kriege hätte zwingen sollen, Hitlers Regime als den eigenen Staat gutzuheißen.

Eine andere Frage ist es hingegen, ob nicht etwa mit der nachträglichen Billigung des Nazi-Systems wirklich „Staat“ geschaffen worden sei.

Unrecht, aber immerhin gebilligt

Diese Frage der „nachträglichen Billigung“ tauchte auch im Prozeß auf. Man stritt sich darum, ob eine solche Billigung möglich gewesen sei. Wichtiger wäre es sicher gewesen, festzustellen, ob eine solche Billigung den Staatscharakter begründen kann. Man sollte nicht zu sicher darüber sein, ob dieses Regime nicht von der Mehrheit der Bevölkerung gebilligt worden ist. Die Tatsache, daß erst am 20. Juli 1944 der Versuch gemacht wurde, dieses Regime zu ändern, der Widerstand, den man nicht nur den russischen Truppen entgegensetzte, etc. geben vielleicht der Verteidigung Recht, wenn sie behauptet, dieses Regime sei gebilligt worden. Aber die Frage liegt anders: wird eine Institution, ein System, eine „verschworene Gemeinschaft“ dadurch Staat, daß sie „gebilligt“ wird? Und wenn man diese Billigung schon in Zweifel zieht, wer will dann sagen, wieviel Prozent der „Ja“-Stimmen auf Grund eines inneren oder äußeren Druckes abgegeben wurden? Daß man es so nicht machen kann, hat das Experiment der Entnazifizierung bewiesen.

Was war es aber nun, was den Staatscharakter des Hitler-Systems fraglich erscheinen läßt? Es ist der Antagonismus von Rechtsordnung und Institution, es ist die Rechtsfeindlichkeit, es ist die Willkür dieses Systems, die uns zweifeln lassen muß. Der Weg dieser Institution begann damit, daß sie lästige Minoritäten rechtlos machte. Mit den Juden und Links-Parteien begann es und mit den Geisteskranken hörte es auf: eine permanente Mißachtung des Rechtes bei allen, die politisch nicht genehm waren, ja weiter, sogar derjenigen, die nutzlose Esser waren. Und die deutsche Justiz? Die Aufgabe eines Richters in der Nazizeit war es in vielen Fäl-

Fortsetzung Seite 11



Gottfried Benn,
der Dichter, der Naturwissenschaftler, der Verächter
der Soziologie ist das Thema verschiedener Artikel in
dieser Nummer des „Diskus“ (S. 6—8).

De universitate litterarum

Hat die Universität überhaupt eine eigene Form? Das Vorlesungsverzeichnis: muß es nicht dem neu Immatrikulierten vorkommen wie ein Warenkatalog? und der freie Zutritt zu allen Vorlesungen: ist darin nicht die alte Praxis des städtischen Markts wiederholt? Andere Studenten lernt man so zufällig kennen, wie Stadt- und Marktbesucher, und die Professoren, Patrizier ihrer Zunft, stehen dem immatrikulierten Publikum nur zu bestimmten Stunden mit Auskunft zur Verfügung. Aber das persönliche Verhältnis? Der Schüler hatte es nicht eben gern, denn es schien sich im Zensurenbüchlein am ehesten zu materialisieren. Aber nun hat es seine Rolle ausgespielt; das Studienbuch, einmal im Semester zum Testat vorgelegt, und damit schon regelmäßig den persönlichen Kontakt zum Dozenten erledigend, gehört allein dem Studenten. Er selbst hat sich darin verzeichneten Kollegs und Übungen ausgesucht, und ob er damit auf seinem richtigen Weg ist, sagt ihm niemand mit Bestimmtheit — so wenig wie dem Marktbesucher ein anderer sagt, ob seine Einkäufe wirklich vernünftig waren. Kommt sich der neu Immatrikulierte, der zum ersten Mal ohne die Führung des festgesetzten Stundenplans lernt, so viel anders vor als das Bäuerlein im städtischen Getriebe? Baut sich die universitas litterarum nicht vor ihm auf wie ein schwedisches Büffet?

Die meisten treten allerdings schon mit dem festen Vorsatz zu strenger Diät heran. Denn wenns auch nichts kostet, in die verschiedenen Vorlesungen hinein zu horchen, der Anfänger weiß bereits, daß Zeit Geld ist, und Allgemeinbildung ein überflüssiges Laster, das verschiedene Zeitschriften zur Genüge bedienen. Ein Studienplan läßt sich mit Hilfe der Fakultätsberatungsstellen einrichten, und die Pflichtsemester sind schon so berechnet, daß in ihnen nicht viel Gelegenheit zu Extratouren auf fremde Gefilde bleibt. Denn später, wenn laut Plan nicht mehr so viel Vorlesungen belegt werden sollen, erfordern die Übungen und Seminare mehr Vorbereitung, die Repetitorien drängen sich ein, der Wissensstoff schwillt bedrohlich und der Wissensdurst des mulus scheint nichts gewesen als jugendliche Unreife. Der verführerische Glanz der angehäuften Wissenschaften ist dem Schematismus des Betriebs gewichen, mit seinen Sicherungs-

schriften und geregelter Arbeit, rationalisierter Denktechnik und Leistungsprämie.

Die Silhouette der universitas litterarum dahinter läßt sich in der dunstigen Atmosphäre von Arbeit und Fachbeschränkung kaum noch erkennen. Gelegentlich bescheint sie ein Strahl aus Festreden oder Resolutionen, ein bewundernder Blick der kleinen Freundin; aber handelt es sich noch um ein Ideal, ein Wegziel, — oder doch nur um eine Ablenkung von der eigentlichen Arbeit, die den Beruf vorbereiten soll?

Der Blick auf den Beruf ist meist noch versperrt. Denn bevor er zum Erwerbsberuf wird, sind andere Ausbildungsstadien vorgeschaltet, als Referendar oder Assistentenarzt. Das trägt dazu bei, die Vorstellung von der Hochschule als einer Stätte von Lehre und Forschung zu bewahren. In seltsam zwangloser Gemeinschaft lebt neben den Freiheitsanspruch der andere des Studentendaseins; die Praxis beider sieht heute höchst fragwürdig aus, allein schon aus der Beziehung auf die Geldquellen — da Stiftungen ebenso rar wurden wie ein ausreichender väterlicher Wechsel. Aber die Ideologie lebt kräftig weiter. Nur daß sie diese Freiheiten nicht zusammenschließt zu einem Reich des Geistes — lächerlich verschollener Name! — oberhalb des Reichs der Notwendigkeiten, der Eingliederung und der Bestreitung des Lebensunterhalts; sondern der stupide Lebensrhythmus von Arbeit und Entspannung trennt mit souveräner Entschiedenheit voneinander, — in Fakultäten und Spezialgebiete, — was sich kaum noch in der Einheit der Verwaltung als etwas Universales darstellt. Konzentration und Belastung des Gehirns mit dem Studienfach scheinen als ein striktes Gebot der Mentalhygiene die Beschränkung des geistigen Horizonts und jenseits von ihm — als vierte Freiheit — die Freiheit des Geistes von sich selbst zu fordern.

Vielwesser oder Spezialisten?

Aber wozu auch noch Universalität? Zu erreichen ist sie nicht, weder als Gedächtnisleistung noch aus der Summe der voneinander unabhängig fortarbeitenden Wissenschaften. Ein Polyhistor ist ein Kuriosum aus den Zeiten vor der Verbreitung der Lexika; Allgemeinbildung macht heute eher der Oberflächlichkeit und der Nachberei verdächtig, als daß es noch zum sozialen Prestige beitrüge. Und wo sie gründlich wird, und die Diskussion mit den Fachleuten aufnehmen kann, zeigt sie ihre wahre Gefahr. Denn gemessen am fachlichen Fortschritt, wird sie Kritik, die es nicht besser machen könnte, und wo sie substantiell wird, macht sie die Fragwürdigkeit des isolierten Fortschritts deutlich. So wirkt sie heute, in der Gestalt des unbotmäßigen Denkens, störend und wirkt bald verdächtig.

Wenn aber dem Denker der Zutritt ins Fachgebiet verwehrt ist, solange er nicht dessen Autorität axiomatisch anerkennen will, so hat sich dafür auch in die Reihen der Wissenschaftler selbst das Mißtrauen gegen die Kollegen eingeschlichen. Mediziner trauen den Nationalökonomern nicht, und Statistiker schwören auf Heilmethoden, die der Schulmedizin ein Greuel sind. Ob Juristen sich auf „das Recht“ verstehen, wird genau so bezweifelt wie die Zuständigkeit der Kollegen Naturwissenschaftler für den Begriff des Lebens. Der Hoheitsanspruch der Wissenschaft ist kein universaler mehr, aber je mehr die Fachleute ihr eigenes Gebiet beherrschen, rangieren sie im Verhältnis zu anderen unter der Kategorie des Publikums, das ungebärdig den bündigen Bescheid verlangt, der ihm nicht gegeben werden kann.

Ob die Einführung eines Studium generale dagegen helfen mag? Es setzt die Vereinbarkeit der Wissenschaften zu einer Humanität voraus, von der in der Praxis wenig Gebrauch zu machen ist. Ein geschlossenes Weltbild wird als Ideal aufgestellt in einer Welt, von der wir aus Anschauung und Erfahrung nur das Bild einer zerrissenen bekommen können. Und zwar nicht zerrissen so sehr vom Partikularismus der Wissenschaften als von anderen, als weitaus mächtiger erkannten Kräften antagonistischen Interessen, ohne anderen Erkenntnisdrang als den des Nützlichen und der Brauchbarkeit zu ihrem Dienst. Wenn schon die Kultur als ein Begriff unter diesem Gesichtspunkt verwertet wird, wie viel mehr trifft dieser rüde Anspruch ihre Teile, deren Etat von solchem Nachweis jederzeit abhängig gemacht werden kann.

Die Praxis der Idee

Ein Fehlschluß wäre es trotzdem, die faktische Zerrissenheit als die Weltordnung zu akzeptieren, mit der wir uns abzufinden und das jeweils für den Einzelnen Beste draus zu machen hätten. Die Einsicht in eine Wirklichkeit, die bei zunehmender Rationalisierung immer unvernünftiger wird, sollte zum Protest gegen ihre Blindheit zwingen, und zunächst einmal zum eigenen Gebrauch merken, daß sowohl disziplinäre Scheuklappen wie die gehorsame Ausrichtung einzig auf das, was Instanzen des Exams oder des Erwerbs von einem verlangen, jene Diktatur der Unvernunft noch auf die eigene Person ausdehnen. Wer die Universität als ein Warenhaus nimmt, in dem er möglichst viel für eine private Sammlung allgemeinen Wissens einkaufen möchte, verfehlt die Idee einer Universitas ebenso wie ein anderer, der sie nur als Lehrstelle und Schurigelungskurs für den künftigen Posten im Betrieb bezieht. Als Idee ist die Universität noch nicht begraben. Denn wie keine andere Stelle in unserer Gesellschaft bietet sie weiterhin die Möglichkeit zu einer Uebersicht und zu neuer Verbindung des von übereifriger Praxis Auseinandergetrennten; zugleich aber ist sie noch gerade so weit gesondert von den Zudringlichkeiten des momentanen materiellen Interesses, daß am Studium selbst der vereinzeltsten Spezialität das ungeheure Risiko sichtbar wird, das eigentlich jede geistige Arbeit heute bedeutet.

Wir wollen mit dem „Diskus“ dies beides versuchen. Untersuchungen über die Praxis des heutigen Lebens —

Ratschläge eines Amerikaners

Ueber die Lage der deutschen Universitäten das Urteil eines kenntnisreichen und durch mehrjährige Tätigkeit ihnen eng verbundenen Ausländers zu hören, ist für uns wichtig, allein durch die Möglichkeit des Vergleichs, die ihm offen steht. Der frühere Leiter des Amts für pädagogische und kulturelle Beziehungen beim HICOG, Dr. James M. Read hielt den nachfolgenden Vortrag vor einiger Zeit im Stuttgarter Rundfunk. Wir veröffentlichen ihn mit der freundlichen Genehmigung der Zeitschrift „Information“. Zusammen mit den Artikeln: De universitate litterarum, Die untere Grenze der Theorie, Denken und Technik des Denkens, Studium und Beruf, gibt er eine Grundlage für die Diskussion, die wir in diesem Blatt zu fruchtbaren Ergebnissen führen möchten.

Das Thema meines Artikels berührt eine Menge Fragen. Ich möchte aber vorweg bemerken, daß ich darüber nicht nur als amerikanischer Beamter urteile. Sechs Semester Studium an deutschen Universitäten, in denen ich mein Studentenleben genoß wie kein anderer und viele Freundschaften von Dauer schloß, geben mir ein Recht zu der Feststellung, daß ich ein echter Freund der deutschen Universität bin und ihr Bestes will. Ich kehre damit zu der Frage zurück: Wie sieht die deutsche Hochschulziehung heute wirklich aus?

Das Bild, das sich da bietet, ist leider nicht restlos erfreulich. Von einigen der deutlichsten Schwierigkeiten, besonders dem unerträglichen Mißverhältnis der Zahl der Studenten zu der der Dozenten, will ich nicht sprechen. „Seminare“, in denen dies Verhältnis 200 zu 1 ausmacht, sind als Leh.praxis eindeutiger Unsinn. Ich will auch nicht eingehen auf die Notwendigkeit neuer Gebäude, Bibliotheken, Universitätsräume und wissenschaftlicher Apparaturen, die großenteils durch den Krieg zerstört und noch nicht wieder erstellt worden sind. Diese Mängel sind bekannt, und zu ihrer Beseitigung muß man nur das Gewissen der Oeffentlichkeit wachrütteln.

Stattdessen möchte ich über einige tiefer liegende Probleme sprechen. Sie zu lösen ist schwieriger, weil sie nicht materieller Natur und also mit Geld nicht zu erledigen sind. Ich meine drei Grundfehler der akademischen Praxis im heutigen Deutschland, nämlich:

1. die konservative Einstellung der Fakultäten,
2. den Mangel an Kontakt mit der Oeffentlichkeit,
3. das Fehlen einer allgemeinen Erziehung.

Die deutschen Universitäten, die sich sich im 19. Jahrhundert eine hervorragende Geltung in der Welt erworben hatten, erlitten in unserem Jahrhundert schwere Rückschläge, von denen sie keineswegs kuriert sind. Zur Zeit des Nazi-Regimes geschehen ist, wissen Sie. Die Freiheit, erste Voraussetzung für die geistige Arbeit, wurde der Hochschule genommen; das Ergebnis war eine geistige Verarmung Deutschlands, und im entsprechend eine Bereicherung der Länder, die den auswandernden Akademikern ein Asyl boten.

Aber Hitlers Regierung war nicht die einzige Ursache für die heutige Lage der Universitäten. Der Niedergang hatte schon vorher begonnen, nicht zuletzt, weil die Hoch-

Wofür Sozialgebühren?

Ja, wofür? Das wird sich mancher der Studenten fragen, während er murrend 28.50 DM auf den Tisch des Hauses legt. Im folgenden wollen wir kurz aufzeigen, in wieviel Kanäle diese Summe versickert, denn die verschiedensten Institutionen wollen in jedem Semester ihr Scherflein erhalten — um dem Studenten zu Diensten zu sein:

Da kassiert das Studentenwerk DM 2.50, die Studentische Darlehenskasse erhält ebenfalls M 2.50 und die Wirtschaftshilfe DM 1.50. Für DM 9.50 hat der Student die Möglichkeit der freien ärztlichen Betreuung während des Semesters. Eine D-Mark erhält die Unfallversicherung, (Bedauerlicherweise fehlt bis heute eine dringend notwendige Diebstahlversicherung.) Das Akademische Auskunftsamt beansprucht DM —.50 und für die Aufbauförderung des Studentenhauses muß der Student DM 2.50 zahlen (hoffentlich hat er selbst noch einmal einen Nutzen von diesem löblichen Bauvorhaben). Zur Aufrechterhaltung des Studentischen Lesesaals, der die Studentenbücherei enthält, werden DM —.85 benötigt.

Das Institut für Leibesübungen, eine zweifellos erfreuliche Einrichtung, da sie auch ein wenig zur körperlichen Ertüchtigung der „vergeistigten“ Studenten tut, kassiert DM 5.—, während die Studiobühne, auf die wohl das Sprichwort „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“ paßt, im allgemeinen nicht mit den ihr zustehenden DM —.50 pro Student auskommt.

Und zwei D-Mark erhält der Allgemeine Studentenausschuß (ASTA), das Selbstverwaltungsorgan der Studentenschaft. Und damit wären die 28.50 DM schon verbraucht. Nichts ist leichter, als Geld unter die Leute zu bringen.

in das jeder Student über kurz oder lang eintritt — können am besten gelingen, wenn verschiedene Fakultäten das ihnen eigentümliche Begriffsmodell darauf anwenden und sich über das Gemeinsame der Fragestellung und der Methode einigen. Je genauer jeder Mitarbeiter das, was er lernte, daran erprobt, desto eher wird sich erweisen, ob die Wissenschaft der Praxis noch etwas zu sagen hat, und um wieviel sie ihr überlegen blieb. Dieser Nachweis — heute nötiger, als mancher Akademiker wahrhaben will — wäre ein Beitrag zur „Universität“, der jeden ihrer Bürger angeht, und zu dem jeder helfen kann.

G. Selber

schulen kaum Notiz von dem nahmen, was um sie herum vorging; sie hielten an ihren Traditionen mit solcher Zähigkeit fest, daß sie im Strom der Zeit zurückblieben. Natürlich ist es am einfachsten, alte, bekannte Wege zu gehen, aber auf diese Weise kann man unsere heutigen Kulturprobleme nicht lösen. Selbstverständlich sollen die Universitäten nicht zu bloßen Instrumenten des Staates werden; ihre Freiheit und Unabhängigkeit hätten sie zu wahren. Was ich aber bedaure, ist die geringe Bemühung der Universitäten um die Verwendung ihrer Methoden und Wissensschätze für die Lösung der bedrängenden politischen und sozialen Probleme unserer Zeit.

Warum wird so wenig getan, um die Hochschulen in engere Verbindung miteinander zu bringen und Dozenten sowohl wie Studierenden und ebenso der Oeffentlichkeit die Frage nach ihrer Aufgabe in der modernen Gesellschaft zu stellen? Warum finden sich in den Universitäten keine Arbeitsgemeinschaften zusammen, die über Ziel und Sinn der modernen Universität, über die Verantwortung der Hochschule für die Entwicklung ihrer Hörer, über die Beziehung zwischen Universität und Oeffentlichkeit Klarheit schaffen?

Sicher sind die einzelnen Fakultäten überbeansprucht und haben nur wenig Zeit für solche Selbstbesinnung frei. Wenn aber die Professoren dagegen protestieren, daß sie bei einem so überladenen Arbeitsprogramm auch noch für die Behandlung der obigen Probleme sich frei machen sollten, so muß ich ihnen antworten, daß sie sich eine solche Haltung schlechthin nicht leisten können.

Damit komme ich zu dem zweiten Punkt meiner Kritik: dem mangelnden Kontakt zwischen Oeffentlichkeit und Universität. Ich möchte daran erinnern, daß vor drei Jahren eine gemischte englisch-deutsche Kommission aus Professoren, Angehörigen der Gewerkschaften, Genossenschaften, Kirchen und der Verwaltung eine Untersuchung der Universitätsverhältnisse vornahm und ihr Ergebnis in einem Gutachten zur Hochschulfrage niederlegte — einem Schriftstück voll neuer Ideen und Vorschläge zur Verbesserung des gesamten akademischen Unterrichtssystems, die in 95 Empfehlungen zusammengefaßt waren.

Fragen Sie heute nach dem ferneren Schicksal dieses Gutachtens, so lautet die Antwort für gewöhnlich, daß es irgendwo ruht, oder daß es vielleicht auch schon gänzlich verschollen sei. Man stößt in Hochschulkreisen auf eine Art Totschweigeverschwörung gegen diese Angelegenheit, und fast scheint es, als eigene sie sich nicht recht als Gesprächsgegenstand.

Vielleicht könnte man denken, der ausländische Einfluß sei in dieser Kommission zu stark gewesen (wenn gleich in ihr auf 11 deutsche nur ein englisches Mitglied kam). Aber warum hat man dann nicht noch einmal eine rein deutsche Kommission zum Studium der gleichen Fragen eingesetzt?

Eine der Hauptanregungen aus jenem oben zitierten Gutachten zur Hochschulreform war eine Reihe von Empfehlungen, wie sich die Kluft zwischen Hochschule und Oeffentlichkeit überbrücken ließe. Die Insel der Akademie ist von einem breiten Wall ab geschützt und die Zugbrücke bleibt hochgezogen. Das Lernen vollzieht sich in klösterlicher Abgeschlossenheit nicht anders wie im Mittelalter.

Die akademische Freiheit ist ein großartiges Kulturerbe. Aber in einer Demokratie muß auch ein Kontakt von Professoren und Studenten zu den intelligenten, aufgeschlossenen Leitern des Gemeinwesens bestehen. Das erwähnte Gutachten schlug vor, einen Universitätsrat und daneben einen Ausschuß von Vertrauensmännern zu bilden. Mit wirklichen Funktionen und Befugnissen ausgestattet, könnten diese Institutionen den übermäßig beanspruchten Kultusministerien einige Arbeit abnehmen. Zwar bedeuten sie einen Eingriff in die Autonomie der Fakultäten, aber das Interesse der Oeffentlichkeit wäre auf diese Weise besser, und zum allgemeinen Vorteil vertreten.

Eine solche Einwirkung der Oeffentlichkeit würde sich vermutlich besonders auf einen der schwersten Nachteile der deutschen Hochschulpraxis erstrecken, nämlich auf das übertriebene Spezialistentum. Und damit komme ich zu meinem dritten Thema: der Notwendigkeit einer besseren Allgemeinbildung. Man hat den Gedankens der liberalen Erziehung, die allseitige Entwicklung eines wirklich freien Menschen, aus den Augen verloren. Die Universitäten bringen heute nur noch Fachleute hervor; dies aber gerade in einer Zeit, die mehr denn je vielseitige, staatspolitisch bewußte Bürger und Studierende braucht.

Es handelt sich hier nicht um ein spezifisch deutsches, sondern eben so sehr um ein europäisches, ja sogar amerikanisches Problem. Die Einführung eines Grundstudiums (*studium generale*) ist bei uns zu einer Angelegenheit des allgemeinen Interesses geworden und wirkt auf fast alle Hochschulen.

Mit der lückenhaften Allgemeinerziehung hängt auch die rückständige Entwicklung aller Sozialwissenschaften auf den deutschen Universitäten zusammen. Soziologie, Anthropologie, politische Wissenschaften sind Gebiete, die in Forschung und Lehre vernachlässigt wurden. Solange

„Frankfurter Studentenzeitung“. Herausgegeben vom Allgemeinen Studentenausschuß der Joh. Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.
Redaktion: Ursula Kneer, Heiko Philipp, Hans W. Nicklas (verantwortlich); Helmut Lamprecht.
Verlagsleitung: Peter Götz. Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt-M., Müllerstr. 17, Tel. 77209.
Druck: Druckerei Dr. Zühlsdorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60 b, Tel. 51178.
Konten der Zeitung: Rhein-Main-Bank Nr. 121210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „Studentenzeitung“, Universität Frankfurt am Main, Mertonstraße 17, Tel. 77575. Preis des Abonnements bei Postzustellung DM 1.— für ein Semester. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Die untere Grenze der Theorie

Wir veröffentlichen hier einen Auszug aus dem Referat, das der Kulturreferent des AStA der Technischen Hochschule Darmstadt, Heinz Gretz, vor einer Studentenhauptversammlung am Schluß des Wintersemesters hielt. Der Rektor, und die Dozenten der Hochschule wohnten der Versammlung bei. Der Vortrag, den wir für einen wichtigen Beitrag zu der Diskussion über die Mängel des heutigen Hochschulbetriebs halten, erregte großes Aufsehen. Der Rektor, Prof. Dr. Kohlschütter, verlangt zunächst die Mißbilligung des Referats durch den Studentenausschuß, stimmte dann aber der Einsetzung verschiedener Arbeitsgruppen von Dozenten und Studenten zu, die auf Grund des Vortrags Pläne für eine Reform des Lehrplans beraten sollen.

„Die Frage, ob die Technische Hochschule Darmstadt noch eine echte Hochschule sei, eine Akademie also, möchte ich verneinen. Der Stil des hier gepflegten Ausbildungsganges weist viel eher auf eine Fachschule hin. Da man sich aber scheut, den Sinn einer Fachschule ganz zu erfüllen, stehen wir zwischen beiden, haben die Verpflichtungen einer Hochschule und das Wesen einer Fachschule.

Den Unterschied zwischen beiden möchte ich kurz so formulieren: eine Hochschule soll „Können“ vermitteln, und eine Fachschule „Wissen“; die Hochschule hat außerdem eine Bildungsaufgabe, die gleichrangig neben der fachlichen Ausbildung steht. Auf den Ingenieurschulen erfolgt nur eine Konfrontierung mit dem Stoff, ein Verfahren, das dort angebracht ist, wo Ingenieure auszubilden sind, die später genau festgelegte Arbeiten mit Hilfe eines fixierten Schematismus lösen sollen. Die beste Voraussetzung für die Bewältigung dieser Aufgaben ist eine möglichst profunde Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten. Das erreicht eine Fachschule dadurch, daß sie ihr Hauptaugenmerk bei der Ableitung einer Formulierung auf deren Frucht, und nicht auf deren Wurzel legt. Das bedeutet: Verzicht auf Allgemeingültigkeit, auf Existenzbeweise, auf Zusammenhänge, auf Theorien, und Diktate von aus dem Verständnis isolierten Faustformeln.

Das Aufgabenfeld des Diplom-Ingenieurs dagegen ist die Forschung, die Neukonstruktion. Hierzu bedarf es der Fähigkeit, grundsätzliche Zusammenhänge zu erkennen, eben die Wurzel einer Sache zu sehen. Er muß im abstrakten Denken soweit geschult sein, daß er völlig neue, aus dem Rahmen des Althergebrachten herausfallende Gedankengänge selbständig entwickeln kann. Die ideale Lösung einer technischen Aufgabe wäre also, daß der Diplom-Ingenieur auf Grund eigener oder fremder wissenschaftlicher Erkenntnisse die Lösung bis zu dem Punkte ihrer technischen Realisierbarkeit vortreibt, um dann die Ausführung mit der Unsumme der Details dem in der Praxis überlegenen Fachschulingenieur zu überlassen. Das Erlernen eines Schematismus sollte vom Hochschul-Studenten sowohl vom Standpunkt der Anwendungsmöglichkeit als auch vom Standpunkt einer geistigen Superiorität, zu der er als Akademiker prädestiniert ist, verworfen werden.

Was die Bildungsaufgabe der Universitäten und Hochschulen angeht, so möchte ich betonen, daß es mir fern liegt, die Durchführung eines „Studium generale“ für die Technischen Hochschulen zu wünschen; sehen sich doch selbst die geisteswissenschaftlichen Fakultäten heute dazu außerstande. Was ich vielmehr im Auge habe, ist die Bildung einer akademischen Gruppe innerhalb der Gesellschaft der Akademiker. Es bedeutet eine große Gefahr für unsere Kultur, wenn die Techniker es verschmähen, in dieser Gruppe Vertreter zu stellen; denn es geht nicht an, daß die Technik immer weiter fortschreitet, und die geistigen Väter dieses Fortschritts ihre Vaterschaft leugnen und ihre Produkte fremden Händen zum Brauch oder Mißbrauch überlassen. Diese Abseitsstellung des Technikers führt ihn zum Fachsimpel und kulturel-

diese überaus wichtigen Studien über die Beziehungen zwischen den Menschen vernachlässigt bleiben, wird sich auch ein Studium generale im eigentlichen Sinn schwerlich verwirklichen lassen.

Wir haben also drei Probleme: Die Einstellung der Fakultäten, der Kontakt mit der Öffentlichkeit, die Notwendigkeit einer allgemeinen Erziehung. Alle drei hängen sichtlich miteinander zusammen. Gäbe es den unmittelbaren Kontakt mit der Öffentlichkeit, dann sähen die Fakultäten sich auch genötigt, die Forderungen der Gegenwart mehr zu berücksichtigen, und sie würden dann sicherlich auch dem Bedürfnis der Umwelt nach mehr Allgemeinerziehung in einem höheren Grad entsprechen.

len Barbaren. Diejenigen, die dazu berufen sind, die Technik im Kulturleben zu vertreten, sind die aus den Technischen Hochschulen hervorgegangenen Ingenieure.

Nach dieser kurzen Excursion ins Ideelle möchte ich mich jetzt konkret den Darmstädter Verhältnissen zuwenden. Gerade das, was die Hochschulbildung ausmacht, die Erziehung zur Denkdiziplin, und zur Fähigkeit, Theorien in Praxis umzusetzen, wird hier vernachlässigt. Wenn man in einer Mathematikvorlesung hört: „Mit der Theorie will ich Sie nicht quälen, Sie brauchen ja doch nur das Endergebnis als Handwerkszeug!“ so wird das zwar mit großem Beifall aufgenommen, ist aber letztlich doch eine unfruchtbare Arbeitsweise. Ueberall wird auf wichtige Dinge Verzicht geleistet, wenn sie hohe Anforderungen an den Geist stellen.

Nun gibt es natürlich auch manche Professoren, die die Dringlichkeit hochwertiger Vorlesungen nicht nur erkennen, sondern auch danach trachten, das Niveau auf beachtliche Höhe zu heben. Sie haben in diesem Bemühen mit erheblichen Schwierigkeiten zu kämpfen, da kaum eine Stunde an den Vorlesungen, die uns Tabellenweisheiten vermitteln, gestrichen werden darf. Diese Situation hat zu der Ungeheuerlichkeit von 45 Wochenstunden geführt, obgleich man an den Universitäten allgemein der Auffassung ist, daß die Aufnahmefähigkeit des menschlichen Gehirns nun einmal nicht unbegrenzt ist und daß etwa 20 Wochenstunden als angemessen bewertet werden dürften.

Wenn es nach allem, was gesagt wurde, so aussieht, als ob die Schuld an diesen Mißständen einzig bei den Lehrern läge, so muß doch festgestellt werden, daß wir

Studenten in gleicher Weise daran beteiligt sind. Hätten wir genügend Standesbewußtsein, so wäre es wohl kaum möglich, uns in die Zwangsjacke eines Schulsystems zu pressen, das mit vorgedruckten Stundenplänen, Bücherverbot bei Klausuren, Abfragen von Tabellenwerten arbeitet. Es sind leider nicht sehr viel Studenten hier, die die feste Vorstellung davon haben, daß es ihre Aufgabe, ihre Berufung ist, das Gesetz eines spezifischen Lebensabschnittes zu erfüllen; ein Gesetz, dessen Befolgung uns zu Angehörigen der schon zitierten akademischen Gesellschaftsgruppe macht. Die Zahl derer, die möglichst bequem und möglichst schnell zu einer guten Diplomnote kommen möchten, ist weitaus größer. Dazu kommt, daß diejenigen, die sich des Sinns eines Hochschulstudiums bewußt sind, oft zu wenig Zivilcourage haben, so daß bis jetzt kein wirksamer Protest gegen die genannten Mißstände laut geworden ist. Ich möchte aber nicht ungerecht sein gegen die, die in engerem Rahmen schon versucht haben, etwas zu bessern, und dabei bittere Erfahrungen machten mußten.

Eine Kritik sollte nicht ohne einen Hinweis auf die Möglichkeiten zur Besserung der Situation geübt werden. Was ich für nötig erachte, um wieder Hochschule zu werden, ist

1. eine Reform des Lehrplans
2. eine Stärkung des akademischen Geistes bei den Studenten
3. die Besinnung der Professoren auf ihre Stellung als akademische Erzieher.

Und das soll mein Hauptanliegen sein, daß jeder sich selbst und seinen Nächsten zum Akademiker zu machen versuche. Nur dann, wenn wir unser akademisches Bewußtsein stärken, können wir wieder zu einer Heimstätte echter Wissenschaft, zu einer Hochschule werden.“

Denken und Technik des Denkens

Die Unmasse des Wissensstoffes nötigt den Studierenden wie den Gelehrten zu Systematisieren, Submieren, Katalogisieren, kurz, zum Verwalter und Bürokraten des Stoffes zu werden. Unversehens geht solche notwendige Oekonomie des Geistes über in einen Prozeß der Abtötung des Denkens. Die Erkenntnis, daß sich geistige Arbeit im Grunde nicht „verwalten“ lasse: es sei „das Gedächtnis unabtrennbar von der Liebe, die bewahren will, was doch vergeht“, wird vergessen unter dem Zwang, das erforderte Wissen parat zu halten.

Man kann die von den Wissenschaften zu Tage geförderten Stoffmassen nicht einfach übersehen. Nahezu auf allen Gebieten ist heute ein großes Materialwissen notwendig, um überhaupt mit einer fruchtbaren Arbeit beginnen zu können. Andererseits sind aber die Methoden, die zur Aneignung des Wissensmaterials heute unumgänglich notwendig sind, ausgesprochen denkfeindlich; ihnen wohnt der autoritative Zug der Verabsolutierung inne, die jedem Apparat, jeder Institution, jeder Verwaltung und jeder Technik eignet. Sie haben die Tendenz, als Straßenkarten des „Gängigen“, Normalen, bereits Gesicherten, jeden Ausfall auf Neuland als Sakrileg und Ketzerei zu brandmarken und schließlich das Gefühl für das nicht Arrivierte, die Phantasie und die Impulse der Emotion völlig aus dem Bewußtsein zu tilgen. Nur unter diesen Vorbehalten sind die Ergebnisse zu betrachten, die Psychologie und Pädagogik auf dem Gebiet der Methodik und Technik des Studiums erzielten, die etwa Oskar Kutzner in seiner „Allgemeinen Methodik des Studiums“ (Im Universitätsverlag Carl Winter, Heidelberg, 2. Auflage 1950, 174 S., brosch. 4.65 DM, geb. 6.60 DM) darstellt.

Das Begnügungsgesetz

Der Mensch täuscht sich sehr leicht darüber, was er eigentlich weiß. Man legte einer Anzahl Versuchspersonen eine Reihe von Fremdwörtern vor, bei denen die Versuchsperson angeben sollte, ob ihr das Wort bekannt sei oder nicht. In einem zweiten Versuch stellte man die Aufgabe, diese Fremdwörter zu definieren. Hier zeigte sich nun, daß ein Teil der Versuchspersonen, die im ersten Versuch mit „bekannt“ reagiert hatten, versagten. Das Bekanntheitsgefühl ist also trügerisch. Man kann einwenden, daß die Versuchspersonen im ersten Versuch weniger kritisch vorgegangen seien, da sie nicht wußten, daß eine Kontrolle folgen würde. Zum Teil trifft dies sicher zu, aber zur vollständigen Erklärung genügt es nicht. Vielmehr ist es so, daß Begriffe durch häufiges Lesen oder auch Gebrauchen bekannt erscheinen, es aber in Wirklichkeit gar nicht sind. Der Grund dafür liegt darin: Man begnügt sich mit einer weniger guten Leistung; man ist gar nicht auf optimale Leistung eingestellt

(Poppelreuters „Begnügungsgesetz“). „Der Eindruck, eine Sache verstanden zu haben, kann sich aber sehr leicht einstellen, besonders wenn man nicht genötigt ist, sich sofort darüber Rechenschaft abzulegen“ (Kutzner).

Da Verstehen war in Wirklichkeit ein „Scheinverstehen“. Das optimistisch-trügerische Gefühl des Könnens hat uns bei der Lektüre etwa veranlaßt, unsere Anstrengungen zur Aneignung des Begriffes vorzeitig abubrechen.

Versuche haben erwiesen, daß eine Vervierfachung des Zeitaufwandes zu einer qualitativ siebenfachen Verbesserung der Leistung führt. Ein verhältnismäßig geringes Mehr an Lernzeit hätte also damals genügt, aus dem „Scheinwissen“ ein „echtes Wissen“ zu machen, da durch eine Verlängerung der Arbeitszeit an einem Objekt die Qualität und Intensität der Arbeit sich steigert. Wollen wir das jetzt nachholen, so müssen wir einen großen Teil der damals bereits geleisteten Arbeit wiederholen.

Die Kurve des Vergessens

Doch auch wenn der Begriff einmal erfaßt ist, so bedeutet das noch nicht, daß man ihn für immer besitzt. Im gleichen Augenblick setzt nämlich der Prozeß des Vergessens ein. Durch Experimente hat man festgestellt, daß das Vergessen zuerst sehr rasch fortschreitet, dann aber in den gleichen Zeitspannen weniger stark fortwirkt. Daraus folgt, daß man, wenn man das Wissen erhalten will, immer wieder eine Repetition einlegen muß, die allerdings nicht zu spät ansetzen darf, wenn der größte Teil bereits vergessen ist.

Technik der geistigen Arbeit

„Wer Gelegenheit hat, wissenschaftlich Arbeitende, wie zum Beispiel Studenten in der äußeren Gestaltung ihrer Arbeit zu beobachten oder sie nach ihrem Arbeitsverfahren zu befragen, kann sich nicht genug wundern über das Unvermögen und die ausgesuchteste Unzweckmäßigkeit, welche wohlbegabte Menschen da an den Tag legen: planmäßige Erhebungen unter den Studierenden über die technische Art der Vorarbeiten für ihre Prüfungsarbeiten würden die niedrigst gespannten Erwartungen weit unterbieten! Wieviel gelehrte Notizen, brauchbare Einfälle, wichtige Mitteilungen, zunächst einem Papierfetzen anvertraut, sind infolge der Tücke des versteck- oder fallsüchtigen papierernen Objekts unauffindbar dahin! Wieviel Zeit, wieviel mühsame Such- und Denkarbeit geht unwiderbringlich verloren, weil dem Geistesarbeiter die Möglichkeit einfacher Behelfe und Einrichtungen unbekannt war oder ihm allzu spät bekannt wurde!“

Mit diesen Worten begründet Johannes Erich Heyde die Notwendigkeit einer intensiven Beschäftigung mit der

Studenten
lesen die

Deutsche Zeitung
und Wirtschafts Zeitung

zum Vorzugspreis
von DM 2.90
monatlich

Abonnements - Bestellungen bitten wir bei stud. rer. pol. Karl-Heinz Fischötter, Frankfurt/M., Eulengasse 73 aufzugeben

Ein ausführlicher Prospekt steht allen Studierenden zur Verfügung. Er kann kostenlos von Herrn Fischötter bezogen werden

„Technik des wissenschaftlichen Arbeitens“ (Im Verlag Robert Kiepert, Berlin-Charlottenburg, 8., umgearbeitete Auflage 1951, 158 S., brosch. 5.50 DM).

Die Wege zu einer „rationellen“ wissenschaftlichen Arbeit weisen die Erfahrungen der modernen Bürotechnik. Kartei und Zettelkasten sind heute für den Wissenschaftler beinahe von gleicher Bedeutung wie für den Kaufmann oder den Bürokraten.

Heyde gibt in seinem Werk alle Einzelheiten dieser Technik der wissenschaftlichen Arbeit von der Anlage einer Kartei bis zu den drucktechnischen Möglichkeiten. Besonders wertvoll sind die zahlreichen Anmerkungen, die in jeder arbeitstechnischen Spezialfrage weiterhelfen.

Noch mehr auf das rein Technische der geistigen Arbeit abgestellt ist Horst Kliemanns „Praktikum der geistigen Arbeit“ (In der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart, 1950, 152 S., halbl. 7.80 DM). Hier finden sich neben der Darstellung der Möglichkeiten der Stoffsammlung und Verarbeitung auch die eingehende Beschreibung arbeitsvereinfachender Geräte.

In diesem Zusammenhang ist noch auf das „ABC der Wissenschaftskunde“ von Karl Ludwig hinzuweisen, das eine kurzgehaltene Einführung in die wissenschaftliche Arbeit bringt und eine systematische Darstellung der Wissenschaften gibt (In *Bekers* kleine Volksbibliothek, einer Sammlung, die in knapper Form Einzeldarstellungen aus allen Gebieten der Wissenschaft bringt. Der Preis der zumeist von führenden Fachleuten geschriebenen Bändchen beträgt 30 Pfennig).

Alle besprochenen Autoren neigen dazu, die Technik des wissenschaftlichen Arbeitens zu überschätzen. Man kommt ohne die moderneren Arbeitsmethoden der Verwaltung des Wissenmaterials nicht aus. Deshalb wurde dieses Referat geschrieben. Aber man muß immer sich der Gefahren bewußt sein, die in dieser — nicht zu umgehenden — Auswertung der Technik, des Handwerks, der Bürokratie auf die Tätigkeit des Geistes liegen.

Hans W. Nicklas.

Immatrikulation vereinfacht

Entgegen der bisherigen Gepflogenheit wird in diesem Semester erstmalig der Versuch unternommen, sämtliche zur Immatrikulation notwendigen Arbeitsgänge in einem Raum zu erledigen. Vorgesehen ist das ehemalige Wiso-Seminar im Erdgeschoß (Zimmer Nr. 38). An einer langen Theke wird der Eintretende sieben Angestellte der Universitätsverwaltung sitzen sehen und jeder kennzeichnet eine Immatrikulationsstation.

Erste Station: Empfang der zahlreichen Einschreibungsformulare.

Zweite Station: Registratur in der AstA-Kartei.

Dritte Station: Hier wird der Student in die studentische Krankenkasse aufgenommen und ihm gegebenenfalls ein Wohnraum beschafft.

Vierte Station: An dieser Stelle bekommt der Student sein Studienbuch, das er sehr sorgfältig zu hüten hat, denn sein Verlust ist beinahe unersetzlich. Gleichzeitig wird festgestellt, ob der Hessenerlaß (Studiengeldfreiheit für hessische Landesbürger) in Anwendung kommt oder nicht.

Fünfte Station: Hier gehts ums Geld, um die Sozialgebühren nämlich, die gleich in bar eingezogen werden. Für den Neuimmatrikulierten sind das immerhin 30.50 DM (DM 28.50 zuzüglich DM 2.— für erstmalige Schreibgebühren). Gleichzeitig wird ihm das Studienbuch für zwei weitere Wochen abgenommen. Er sieht es wieder, wenn das leidige Belegen beginnt.

Sechste Station: Hier endlich erfolgt die Ausgabe des Studienausweises, der in verschiedenen Fällen nützlich sein kann, etwa verbilligter Museumsbesuch oder Theaterkartenermäßigung. Wer den Ausweis besitzt, ist Vollbürger der Universität, denn er darf aktiv an den in jedem Semester stattfindenden AstA-Wahlen teilnehmen.

Siebente Station: Es ist geschafft! Hier wird nur noch die Matrikelnummer auf den Studienausweis gedrückt und aus dem Abiturienten ist ein stud. rer. pol., ein stud. phil. oder ein stud. med. usw. geworden. Für auswärtige Studenten gibt es an dieser Stelle die Formulare für Tarifermäßigung bei der Bahn.

Nach vorsichtigen Schätzungen läßt sich der gesamte Instanzenweg in etwa 45 Minuten zurücklegen —, was gegenüber der bisherigen Praxis einer Zeitersparnis von gut und gerne 80 Minuten entspricht.

Wir hoffen, daß der neu erdachte „Instanzenweg“ die Erwartungen aller Beteiligten erfüllt. Der Organisator meinte, daß die Hausverwaltung für den Studenten da ist, und nicht umgekehrt. Er sprach in einer Zeit, da man von vielen Behörden vom Gegenteil überzeugt wird, ein großes Wort gelassen aus.

Der Student im Verein . . .

. . . aber mit eigenem Urteil

Der Student in spe, noch im vollen Selbstbewußtsein der kürzlich absolvierten Reifeprüfung, die ihm endlich den ersehnten Abschluß eines Lebensabschnittes bescheinigt, — fühlt sich frei. Hoffnungsfroh, diese Freiheit nicht aufgeben zu müssen und den lästigen Zwang appetitlos verspeister Lektionen ein für allemal zu Grab getragen zu haben, zieht er zur alma mater. Oh, er weiß schon, was er will, und es ist keine Frage, daß er sich gerade dieser Fakultät verschreibt, wenn auch das künftige Berufsziel noch alle Möglichkeiten offenläßt. Aber er hat ja Zeit und Gelegenheit, die akademische Freiheit in vollen Zügen zu genießen. Allerdings — die verwirrende Fülle der angekündigten Vorlesungen scheint verhängnisvoll zu werden. Er nimmt sich vor, überall mal wenigstens einige Stunden zuzuhören. Erfolg: fünfunddreißig Wochenstunden, einige sich überschneidende Collegs, hier eine Stunde vormittags, dort eine Stunde nachmittags frei; man wird sie in der Mensa verbringen . . .

Wir überspringen die ereignisreiche Zeit der beiden ersten Semester. Herr stud. X kommt zur lakonischen Feststellung: „Ich habe vieles falsch gemacht“, um nicht zu sagen: er hat am Wesen des Studiums vorbeistudiert. Es ist noch nicht zu spät; aus Erfahrung sollte man im allgemeinen klug werden. Er wird also fortan seinen Wissensdurst lenken und beschränken, die Technik des Mitschreibens üben, kurze Ausarbeitungen der Vorlesungen anfertigen, mehr Wert auf Literaturstudien und überhaupt mehr Zeit auf die Verarbeitung der Vorträge verwenden. Damit ist nun zwar das Studieren vernünftiger geworden, aber leider hat er damit keine Zeit gewonnen.

Ja, lieber Kommilitone, hast Du Dir mal Gedanken gemacht über die eigene Lebensform einer Universität? Dann hättest Du nach dem Analogon bei der Studentenschaft, zu der auch Du gehörst, suchen müssen. Weißt Du, daß die Verfechtung gleicher Interessen, die das Studium, die soziale Stellung, die politische und religiöse Einstellung auslösen, die Kommilitonen einander näherführt und zu Freundeskreisen zusammenschließt? Du findest nicht nur Gesprächspartner, mit denen Du schneller und erfolgreicher das Vorlesungspensum erarbeitest, sondern Freunde, die ebenso Deine anderen Sorgen und Nöte teilen, aber auch frohe Stunden der Geselligkeit mit Dir verbringen. Lies nicht nur die Anschläge der Anmelde- und Rückmeldungsvorschriften, die Ankündigungen der Vorlesungen an den Brettern der Fakultäten, Prüfungsordnungen oder die Verdienstmöglichkeiten, sondern nimm Dir die Zeit, das studentische Gemeinschaftsleben kennenzulernen. Neben den Korporationen, konfessionell gebunden (KV, CV, UV, ND) oder zu Corps, Landsmannschaften, Burschenschaften und Turnerschaften zusammengeschlossen, gibt es Kreise der Studentengemeinden, freie Vereinigungen (CSC u. a.), sozialistische und andere politische Gruppen, internationale studentische Selbsthilfe, und ähnliche Organisationen zur Förderung des Gedankenaustausches mit fremden Universitäten. Ich will Dich nicht mit der vollständigen Aufzählung aller Vereinigungen an der Frankfurter Universität langweilen, denn sie sagen Dir nichts, wenn Du nicht selbst einmal ihre Arbeit, die Verwirklichung ihrer Prinzipien und ihre Form der Geselligkeit unter die Lupe genommen hast. Ist das Eis aber einmal gebrochen, und der Sinn und Wert einer Gemeinschaft erkannt, so ist die größte Gefahr abgewendet, in die ein Student geraten kann: im Spezialistentum der Welt zu entfremden. Wir kennen alle den Typ des nur sich selbst und den Büchern seiner Wissenschaft verfallenen Einsiedlers, der sich im Leben nie zurecht findet, und es vielleicht außerdem noch versteht, hinter akademischem Dünkel verschanzt, sich unbeliebt zu machen. Es sollte sich jeder schon zu Beginn des Studiums darüber im klaren sein, daß nicht nur fachliche Leistungen, sondern auch die Persönlichkeit entscheidend ist, zu deren Entwicklung die allgemeine Schulbildung und ihre Erweiterung an der Universität ebenso unerlässlich ist wie das zielbewußte sichere und charakterlich einwandfreie Auftreten in der Öffentlichkeit.

Hiermit ist der Weg gezeigt, der zur Schulung der Verantwortung beschritten werden kann. Es ist dann nur noch ein kleiner Schritt, sich für die Aufgaben des Studentenparlamentes und für den Allgemeinen Studentenausschuß zu interessieren. Hier besteht, ebenso wie in den erwähnten Vereinigungen, an verantwortungsvoller Stelle als Referent für einen Aufgabenkreis oder für eine Interessengruppe die Möglichkeit, nicht mehr der nehmende (anhörende, wiedergebende), sondern der gebende (bestimmende, vermittelnde) Teil zu sein: Die Aufgabe in unserem Leben schlechthin.

Lieber Fritz, in den oben stehenden Zeilen meines Kollegen Günther hast Du sicher schon Antwort auf einige Fragen erhalten. Günther hätte natürlich alles viel genauer beschreiben können. Ich glaube aber, es war recht geschickt von ihm, das nicht zu tun. Ebenso vermute ich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Du gern mehr, ausführlicher und eingehender über die Dinge, die Günther nur andeutete, Bescheid wissen möchtest.

Das ist nur ein scheinbarer Widerspruch.

Jeder sieht die Welt durch seine eigene Brille. Das ist doch eine ganz alte Geschichte, an die man aber allgemein viel zu wenig denkt.

Praktisch kommt es aber entscheidend auf die Färbung an.

Das ist natürlich nur ein Gleichnis.

Ich wollte Dir damit nur raten, Dinge, die Dich ernstlich interessieren und über die Du ein eigenes, gültiges Urteil finden möchtest, möglichst an den Quellen zu studieren.

Der Erfolg dieser Betrachtungsweise stellt sich rasch ein. Vor allem findest Du dann gar keinen Spaß mehr an dem ebenso verbreiteten wie verhängnisvollen Zeitübel, nämlich Dinge zu beurteilen und verurteilen und zu glossieren, die Du Dir noch gar nicht aus der Nähe eingehend betrachtet hast und deren Rückseite Du überhaupt nicht kennst.

Beispiele: Du gehst zum Schnelldienst, um Dir eine Anschaffung machen zu können, die nach Deinem bisherigen Urteil recht dringend ist; vielleicht handelt es sich auch um ein Geschenk für Deine Freundin? — wer wollte behaupten, daß das nicht wichtig sei! —

Es dauert vielleicht eine Weile, bis Du an der Reihe bist, vielleicht dauert es sogar recht lange. Du bist ein aufgeschlossener Geist, sprichst mit diesem und jenem, mit dieser und jener, die auch, wie Du auf einen Auftrag warten. Du stellst fest, daß sie unterschiedliche Ansichten und Erfahrungen haben. Daß ihre Wünsche und Nöte unterschiedlich sind.

Du bemerkst auch, wahrscheinlich ganz plötzlich, daß es gut war, daß Du nicht sofort an der Reihe warst. Jetzt kennst Du sie schon etwas, Deinen Nachbar, der noch nicht weiß, was er zu Abend essen soll, wenn er keinen Job findet, oder der andere, der noch nicht weiß, wie er seine Schuhreparatur bezahlen soll. Und Du hörst von Deiner Nachbarin auf der anderen Seite, daß sie zwar noch die drei Groschen hat, um jetzt abends ihr Zimmer in Eschersheim zu erreichen.

Aber wie soll sie es anstellen, wenn sie am nächsten Morgen pünktlich um 7 Uhr 15 in Sachsenhausen als Baby-Sitter zur Stelle sein soll und die Börse nur noch DM 0.05 enthält?

Ich nehme an, lieber Fritz, daß es Dir nicht schwer fallen wird, in diesem Fall Deiner Kollegin den Vortritt zu lassen, auch wenn sie an der Vormerkliste weiter unten steht. Denn so schlimm ist das ja gar nicht.

Mein „Einkommen“-Ausfall läßt sich verschmerzen, überlegst Du Dir. Ich kann dann am nächsten Samstag nachmittag meiner Freundin Inge zwar keinen Kasten Konfekt mitbringen, auch wird es mit Kaffee und Torte ein bißchen knapp. So phantasiebegabt, wie ich Dich kenne, wirst Du schnell mal die Namen der hierzulande gedeihenden Frühlingsblumen repetieren, damit Du auf dem Frühlingsspaziergang am nächsten Wochenende Deiner Inge die jungen Blüten nicht nur pflücken und schenken, sondern sogar persönlich vorstellen kannst. Ich meine, weitere Beispiele dafür, daß es für Dich gewinnbringend ist, Vorgänge und Einrichtungen aus der Nähe zu betrachten, kritisch zu betrachten, immer mit dem Hintergedanken, ich möchte doch mal herausbekommen, was da wirklich los ist — nicht; was man so darüber redet und glossiert — ich meine also, solche Beispiele brauche ich nicht weiter zu beschreiben, die kannst Du selbst erleben.

Noch ein abschließendes Wort: Sei vorsichtig mit gewissen abstrakten bzw. unpersönlichen Begriffen wie: Die Universität, die Studentenschaft, der AstA, das Studentenparlament.

Du brauchst Dir gar nicht besonders viel Mühe zu machen, um eine Menge Anklagematerial wegen gewisser Mängel in solchen Einrichtungen aufzuhäufen. Es ist

Dieser Auflage liegen Prospekte des Betriebswirtschaftl. Verlages Dr. Th. Gabler, Wiesbaden und des Verlages W. Kohlhammer, Stuttgart, bei.



Zum Semester!
Ihre Studienbücher

erhalten Sie bei

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften
Frankfurt/M., Schweizerstr. 57 u. Bockenb. Landstr. 133
In den neuen Geschäftsräumen Ruf: 6 20 62

**TANZSCHULE
ERNA MARIA TÄNZER**

Die Lehrstätte für Gesellschaftstanz
und gesellschaftliche Erziehung

Privatunterrichtsräume

Frankfurt am Main, Bürgerstraße 12

Nähe Schauspielhaus · Ruf 3 29 92

Neue Kurse: April/Mai

Frühlingsball im Palmengarten

Montag, den 5. Mai

Sprechzeit 17–19 Uhr, außer Sonnabend

Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131
(nächst der Universität) Fernruf 7 55 89

aber zwecklos und daher unklug, gegen die Einrichtungen in ihrer unpersönlichen Begriffsform zu wettern, dich zu ärgern oder gar zu resignieren. Denn alle diese Einrichtungen sind ja von Mitmenschen erdacht worden und werden — das ist das Wichtige — stets von Menschen getragen. Genau so wie der Mensch wandelbar und entwicklungsfähig ist, sind es auch die von ihm geschaffenen Institutionen.

Natürlich wird man nicht ohne triftige Gründe gewisse äußere Formen ständig ändern. Das darf Dich aber nicht darüber täuschen, daß tatsächlich die Dinge ständig im Fluß sind.

Die letztgenannten Einrichtungen AStA und Studentenparlament haben ihren Sinn überhaupt darin, diese ständige Entwicklung auf allen Teilgebieten des Studentenlebens möglichst wirkungsvoll zu fördern.

Ich würde mich freuen, lieber Fritz, wenn Du mir von diesen Zeilen kein einziges Wort glaubst, sondern erst mal selbst nachsiehst, wie es ich verhält; ich glaube, es wird Dir Spaß machen.

Herzlichen Gruß!

Manfred.

Studium und Beruf

Ueber die Internationale Universitätskonferenz, die, von den Kulturabteilungen der Besatzungsmächte angeregt, unter dem Vorsitz des Rektors der Universität Bonn vom 30. März bis zum 4. April in Königswinter stattfand, bringen wir im Folgenden einen Auszug aus dem Bericht, den „Die Neue Zeitung“ gab, auf deren objektive Informationen, Sonderberichte aus verschiedenen technischen und Wissenschaftsgebieten, vor allem auch ihr literarisch mutiges Feuilleton wir bei dieser Gelegenheit einmal hinweisen möchten.

Der Einladung zu dieser Tagung, nüchtern überschrieben mit „Universitätsausbildung und Berufstätigkeit“, waren Universitätsprofessoren und Praktiker aus vier akademischen Berufen, Erzieher, Verwaltungsjuristen, Aerzte und Ingenieure, gefolgt und zwar aus Deutschland, England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, der Schweiz und Dänemark. Die Ausschüsse der vier genannten Berufsgruppen hatten vier Fragenkomplexe zu bearbeiten, wobei es einmal darum ging, die Hochschullehrer und die „Berufstätigen“, etwas überspitzt bezeichnet die Theoretiker und die Praktiker, ins Gespräch zu bringen, und zum andern festzustellen, ob und wie weit die gleichen Fragen zu diskutieren auch in den anderen Ländern Veranlassung gegeben ist.

Um gleich ein konkretes Diskussionsbeispiel zu geben, sei eine Anregung Staatssekretär Brenners angeführt, nämlich die deutsche Hochschule zu verpflichten, den Studierenden neben der Vermittlung reinen Fachwissens auch eine politisch-soziale Erziehung zu geben. Die Vorschläge, die hierzu gemacht wurden, waren vielfältig, mündeten aber immer wieder bei der Erörterung des „Studium generale“ ein, das fast einmütig von allen deutschen Teilnehmern empfohlen und als die beste Therapie gegen das ungesunde Spezialistentum bezeichnet wurde, bis Prof. Theodor Litt in seiner Schlußansprache den Erfolg des „Studium generale“ anzweifelte, wenn es zusätzlich zu der kaum zu tragenden Last der Vorlesungen den Studenten aufgeladen und gleichsam „als Soße zu dem trockenen Braten“ des Fachstudiums serviert würde, anstatt es aus dem Zentrum des Fachstudiums herauszuwachsen zu lassen. Wenn der Hochschullehrer künftig weiterhin nur der Leiter eines „Wissenschaftsbetriebes“ bleibe, so nütze es nichts, das „Studium generale“ wie einen schönen Verputz außen auf diesen „Betrieb“ aufzukleben.

Als wichtigstes Ergebnis der Tagung bezeichnete Prof. Theodor Litt die Erkenntnis aller vier Ausschüsse, daß die mangelhafte Auslese unter den Studierenden in Deutschland der „Krebsschaden am akademischen Leben“ sei. Aus falscher Humanität heraus mache der deutsche Professor noch kaum einen Gebrauch von der Möglichkeit, jemanden durchs Examen fallen zu lassen.

Aber nicht genug, daß in Deutschland das Niveau der akademischen Berufe mangels geeigneter Auswahlmethoden ständig absinkt, auch die Begabtenförderung ist, wie die einzelnen Sektionssitzungen ergaben, ungenügend. Während beispielsweise in England wenige Auserwählte, eben die Besten, ein ausreichendes Stipendium erhalten, das sie aller materiellen Sorgen enthebt, werden in Deutschland sehr viele, ungeachtet ihrer besonderen Begabung, unzureichend unterstützt.

Eine fruchtbare Diskussion ergab sich über die Frage, zu welchem Zeitpunkt die Auswahl erfolgen müsse. Es bedeutet natürlich eine fühlbare Härte, den Studenten erst am Ende seines Studiums, wenn er sein Examen

Wir lachen im Chor

Daß für uns „Glosse“ soviel wie „ironischer Kommentar“ bedeutet und nicht mehr „Randbemerkung, Erläuterung“ schlechthin, mag damit zusammenhängen, daß die Vernunft, wenn sie der Zeit nur genauer auf die Finger sieht und sie erläutert, zunächst gar nicht anders kann als ironisch reagieren. Deshalb wohl hat sich so rasch diese neue Form des Feuilletons entwickelt, an der es auffällt, wie nachhaltig sie sich neben der schlagkräftigeren Satire behaupten kann. Zwar sieht auch die Glosse den Mißstand, sie geißelt ihn aber nicht; sie witzelt zwar über die Sache, nennt aber kaum Personen; sie stichelt zwar, stachelt aber nicht auf. Meist bleibt sie vag wie die Themen, die sie in dieser Form wohl eigens sich stellt: Bürokratie, tierischer Ernst, Militarismus, im besten Fall — aber selbst dann noch anonym bleibende — Dokumente, Verordnungen, Gesetze. Satire warf sich dem Feind entgegen, stets darauf aus, ihn bloßzustellen, immer hatte sie etwas Zürnendes, Moralistisches — und immer eigentlich auch die Chance einer ebenbürtigen Auseinandersetzung. Verdankt die Satire ihre Modifizierung zur farblosen Glosse dem Umstand, daß die Gegner allmächtig geworden sind? Schließen Diktatur und Satire einander aus? Sind unsere Spötter noch Jahre hinterher verängstigt? Und wo sind Geist und Mut, die in Obskures erhellend die kämpferische Fackel werfen? Oder halten wir für wirkungslose Glosse, was Satire ist, etwa weil die anonyme Diktatur der Verwaltung so mächtig ist, daß der treffsicherste Spott die Umpanzerung nicht mehr durchdringt und ganz andere Waffen hergehört?

Gleichviel: Jedenfalls spricht sich heute, in Bierzeiten meist oder unauffindbar unterm Strich, glossierend ein Konformismus aus, der sich zwar ironisch Luft macht, es vielleicht auch zu einem gemeinsamen Lachen bringt, dann aber dem Mißstand wieder brav sich einfügt. Diese Kritik aber ist oft nicht mehr als kollektive Nörgelei, das ironische Sichdistanzieren vom Bekrittelten fast Ausdruck von Geltungstrieb. Die streng zinkernden Autoritäten aber können es ruhig hinnehmen; Nörgelei ist noch nicht Rebellion, sie hat sich noch immer vor der im Hintergrund drohenden Knute geduckt, und das bißchen Triumph („Das mußte einmal gesagt werden!“) sei ihnen gegönnt, die Angst vor dem eigenen Mut treibt sie ohnehin wieder zurück in die gewohnte Apathie. — Die Glosse enthüllt sich hier als eine Geste, die zum guten Ton der Gemeinschaft gehört; sie ist ein geschätztes Ventil. Sie verrät aber nicht weniger die Ohnmacht des Einzelnen, der den ironischen Hieb von vornherein instinktiv auf die mächtigere Autorität berechnet. Dadurch aber ist von Anfang an das unabhängige Gegenüber aller Kritik ausgeschlossen. So dürfte keine Glosse mit dem Anspruch auftreten, sie kritisiere. Oder aber sie müßte sich Kritik gefallen lassen.

Ein interessantes Phänomen der Zeit nach 1945 ist die Blüte des Kabarets. Was an Witz etwa gegen die Steuern oder den Militarismus je aufgebracht wurde, gehört zu den Höchstleistungen unserer Zeit. Der Menge dessen, was die Kabarets dagegen liefern, entspricht, was an Steuern heute oder an Menschenmaterial bald wieder entrichtet wird.

Es gibt da noch eine verdächtige Variante der Glosse. Zunächst hat sie alles an sich, was die Witzeleien der Geduckten kennzeichnet: die inferioren Ausschreitungen gegen mindere Institutionen wie Straßenbahn oder Eisenbahn. „Vergiß nicht rechtzeitig auszusteigen, wenn ein Kontrolleur auftaucht“. Oder ähnlich, wenn gegen vernünftige Institutionen, die noch dazu den Einzelnen zur autonomen Aktivität anhalten, polemisiert wird wie etwa gegen Sitzungen der studentischen Selbstverwaltung: „Hier kannst du deinen Gefühlen freien Lauf lassen. Du darfst in der Fachschaftsversammlung all das laut tun, was du in Vorlesungen leise riskierst: lachen, johlen, zischen ...“ Das heißt: du bist des Respekts enthoben,

macht, also kurz vor dem Ziel aus dem Rennen zu nehmen. In England ist die Zulassung zum Medizinstudium auf die Zahl beschränkt, die als etwa zu errechnende Zahl der Aerzte, die England braucht, angenommen wird.

In Deutschland versperren sich die medizinischen Fakultäten dem Numerus clausus, weil er dem Grundgesetz widerspricht, aber dann wird man um so mehr auf die Verschärfung der Examina drängen müssen. Als empfehlenswert bezeichnete Dr. Neuffer die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, wo sehr strenge Semesterprüfungen und schließlich noch eine Approbationsprüfung eine etwaige Ueberfüllung des ärztlichen Berufes verhindern.

brauchst nicht mehr zu kuschen; endlich erfüllt sich, du darfst randalieren. — Dann aber, wenn Glossen, die lange genug gelebt haben von der Antithese, daß die Universität eigentlich contra definitionem Spezialität befördere, nun übergehen in Vorschläge etwa zur „Hebung der Lebensbrauchbarkeit der Spezialgelehrten“ — wenn so neben Geistreichelei unvermittelt die trockene Verordnung tritt, dann wird zwar nicht der Witz durch den unbegreiflich nachfolgenden sturen Ernst geschwächt (was wäre da noch zu schwächen), wohl aber erhält der sture Ernst die charakteristische Nuance „Wir können auch mal lachen“.

Sei das Ressentiment gegen die perfektere Autorität das Motiv der Glosse oder sei sie selbst schon ein autoritärer Gestus: das immer dünner und verklemmter werdende Lachen, das Ueberlastete, Beamtete, Verpflichtete oder Beauftragte gelegentlich noch sich gestatten, damit genau treffend, was gestattet ist — an der Glosse wird es haften bleiben, das stumpfe Schwert, die zahnlose Satire der Geduckten zu sein.

Andreas Walter

Aus der Hüttenordnung des Instituts für Leibesübungen.

„... Hüttenruhe herrscht von 23.00 bis 7.00 Uhr, die trotz allen Frohsinns von allen Gästen peinlichst zu beachten ist, da die hellhörige Holzbauweise der Walserhäuser solche Rücksichtnahme erfordert. Bei Nichtbeachten dieser Punkte muß der Gast damit rechnen, daß er nicht in der Hütte verbleiben kann.“

Auch ein Job

Stellen Sie sich vor, Sie erhalten eine Sammelbüchse, gehen von Haus zu Haus und sammeln für Kriegsgräber. Sehen wir vom ideellen Wert dieser Tätigkeit ab, es bleiben viele wichtige Vorteile, deren Nutzung Ihnen offen steht: psychologische und soziologische Studien, Uebungen in Menschenbehandlung und freier Rede, Bewegung und frische Luft, um nur einige zu nennen. Vergessen Sie nicht: jede zehnte D-Mark Ihrer Sammlung gehört Ihnen; rechnen Sie selbst, was das am Tag und erst in einer Woche ergeben muß. Wir waren völlig Ihrer Meinung und machten uns sehr eifrig und voller Idealismus an die Arbeit. Das ist die Ausbeute:

Psychologie des Gebenden.

Ist der sportliche Ehrgeiz auf den Treppenstufen abgewetzt, so beginnt sich der geistige zu regen. Wer auf den Hintertreppen des Frankfurter Ostens nicht zum Psychologen oder Soziologen wird, wenigstens solange er sie auf und ab steigt, der lasse die Finger vom Studium. Die Art, in der uns eine Unzahl von Menschen gegenübertrat, drosselte unseren Optimismus aufs empfindlichste. Wie soll ich sie beschreiben?

Es war selten Unwille oder Aerger, was die Gesichter beschlich, wenn wir andeuteten: „Wir bitten um Ihre Spende“ und dabei die Büchse (welche Erinnerungen!) vorstreckten. Solch kleine Verstimmungen, wo sie etwa auftraten, wurden rasch mit einem freundlichen Wort abgelenkt. Nein, die Art, mit der man uns so oft entgegnetrat, die uns bedrückte, mehr als jedes böse Wort, ließe sich eher als Freudlosigkeit fassen. Es war Freud- und Ziellosigkeit, die beim Geben aus Augen und Gebärden sprach, Ratlosigkeit, Unrast — und ich wollte meinen — Angst, wenn nicht gerade dieser Begriff auf den Menschen unserer Zeit schon allzuoft angewendet würde.

Und Soziologie.

Wir sammelten im Nordosten Frankfurts und waren erschüttert über das Elend, das in den Hinterhäusern dieser Viertel herrscht. Wie dicht unter der Oberfläche liegt hier noch immer die Not der Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre! Manch harte Absage mußten wir hier in Kauf nehmen. 30 Pfennige im Durchschnitt erhielten wir von den Wenigen, die gaben. Wir sammelten im Westen — und hatten mehr Erfolg an Geld, 2–3 DM konnten wir stündlich auf unser Konto buchen. Auf Ablehnung stießen wir auch hier.

Lichtblicke.

Selten hörte man: „Wir geben gerne, denn wir haben selbst noch einen draußen.“ Eine einzige Dame erkundigte sich nach uns beiden, nach unserem Studium, nach unserer Arbeit. Sie ahnte, daß wir nicht allein für gute Worte sammelten. Eine Mark gab sie in die Büchse, 5 Mark uns in die Hand. Sternstunden der Menschheit, warum seid ihr so selten? Trotzdem werden wir uns das nächste Mal einen anderen Job aussuchen.

G. Besch



RHEIN-MAIN BANK

früher

DRESDNER BANK

Hauptverwaltung: Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Aussenhandelsbank



Gottfried Benn — Dichter und Mediziner

Schocklyrik

Es ist 1922 gewesen, daß Gottfried Benn in einem Band gesammelter Schriften, dessen Gestus nicht Ernten war, sondern bis in die Formulierung des Titels hinein Versteinern, seine Gedichtzyklen der Öffentlichkeit übergab. Sie sollten das Publikum durchschlagen und die Menschen treffen; ein kaltschnäuziger Epilog versiegelt sie und schneidet den Applaus ab, der sie zudecken würde. In seinen Schatten muß man die Gedichte rücken, wenn man ihrer wahren Physiognomie ansichtig werden will:

„Kein nennenswertes Dokument; ich wäre erstaunt, wenn sie jemand läse; mir selber stehen sie schon sehr fern, ich werfe sie hinter mich wie Deukalion die Steine; vielleicht daß aus den Fratzen Menschen werden, aber wie sie auch werden mögen: ich liebe sie nicht.“

Die Gedichte aber, die der barsch verstummende Epilog hinter sich wirft, indes er den Marschkolonnen der Kultur sich entgegenwendet, legen sich diesen in den Weg. Die Formel, man könne sie ja nicht lieben, hat keine Macht über sie und ist ihre eigene. In einer Welt des Zwielflichts stehen sie zum vergessenen Tag, indem sie auch seinen Abglanz ihr versagen. Nicht geliebt werden wollen sie, sondern nicht vergessen lassen, daß das Bild der erlösten Menschheit vergessen ward, ohne daß Wirklichkeit es eingelöst hätte. Der Ausdruck, den Kunst ihm noch geben kann, ist Wut auf die Geschichte, die ihm enteilt. Was sich im Rücken des Epilogs tut, ist benannt im letzten Stück des Zyklus *Alaska*, in dem der Genius fluchend verendet:

Da fiel uns Ikarus vor die Füße,
schrie: Treibt Gattung, Kinder!
Rein ins schlechtgelüftete Thermopylä! —
Warf uns einen seiner Unterschenkel hinterher.
Schlug um, war alle. —

Es pervertiert die Austreibung aus dem Paradies. Diesmal steht der Engel, der zum alten Krüppel geworden ist, draußen, und der Garten ist die Hölle; vom Bild der Erlösung dringt kein Strahl mehr herein. Nur ein Abdruck ist das Gedicht, das den Eingepferchten von ihm noch geblieben ist. Unverhohlen gibt es sich so ratlos wie sie es sind. Die so erloschene wie schnoddrige Sprache des *Schlug um, war alle*, die nicht das Verlorene selber zu beschwören trachtet, sondern nur mehr



Dr. Benn's Cafe

George Grosz

das Wegsein konstatiert, ist die desjenigen, dem es auch das Weinen verschlagen hat. Sie versagt sich die Mimik der Trauer, nachdem die Erinnerung, von der allein Trauer zehren könnte, abgeschnitten ist. Weil das Bild ganz versank, wird sie ganz bildhaft, und kein Schleier erinnernden Gefühls webt vor der Präsenz der Dinge, die sie aufgreift. Aus ihnen bastelt sie die Gedichte als

Pfänder, von denen sie weiß, daß sie nicht einzulösen sind. Das Bild, in dem sie ihre eigene Gefühllosigkeit wiedererkennt, ist das der Leichen, in denen auch der Schmerz erloschen ist. Wie durch magnetische Anziehungen setzt sie in einem unmenschlichen Requiem sich zu ihm zusammen:

Auf jedem Tisch zwei. Männer und Weiber
kreuzweis. Nah, nackt, und dennoch ohne Qual.
Den Schädel auf. Die Brust entzwei. Die Leiber
gebären nun ihr allerletztes Mal.

Jeder drei Näfte voll: von Hirn bis Hoden.
Und Gottes Tempel und des Teufels Stall
nun Brust an Brust auf eines Kübels Boden
begrinsen Golgatha und Sündenfall.

Der Rest in Särge. Lauter Neugeburten:
Mannsbeine, Kinderbrust und Haar vom Weib.
Ich sah, von zweien, die dereinst sich hurten,
lag es da, wie aus einem Mutterleib.

Die Unversöhnlichkeit der Gedichte ist um so zwingender, als sie nicht von direkter Erkenntnis der Realität dem sprachlichen Material aufgeprägt ist, sondern aus dessen Zustand als ästhetische Konsequenz unmittelbar sich ergibt. Hatte die Generation vor Benn noch versucht, in der Isolation des Gedichts Sprache zu rekonstruieren, in der kollektives Material und individuelle Intention zum Ausdruck zusammenfinden, so steht bei Benn das künstlerische Subjekt von der Versenkung und Entfaltung in Sprache ab. Manche Gedichte sehen aus, als seien sie montiert aus Worten, wie sie im Wartesaal einem ans Ohr schlagen. Ihr Rhythmus ist nicht der, in dem das Subjekt seine eigene Intention, die es durch ihre syntaktische Entfaltung ans Allgemeine verlor, wiederum in seine Innerlichkeit zurücknimmt; in seinen Stößen fängt es unmittelbar die der entfremdeten Realität auf, um sie im Bild dieser entgegenzuhalten. Benn überführt sie ihrer Sinnlosigkeit, indem er ihre Sprache in den Gedichten, die nicht in Sinnzusammenhängen sich bewegen, sondern die Worte wie Dinge, in unvermittelten Kontrast- und Ähnlichkeitsbeziehungen, zusammensetzen, auf ihr dingliches Wesen erbarmungslos reduziert. Fast könnte man sagen, daß die Gebilde, die er aus ihr macht, nicht Kunstwerke sein wollen, sondern Exempel, die demonstrieren sollen, was herauskommen müßte, wenn man aus ihr noch Kunstwerke machen wollte. Da er in ihr wie ahnungslos so munter reimt, als ob nichts geschehen wäre, hängt er ihr geheimes Prinzip- das er ihr vertraulich ablauscht, an die große Glocke. Es ist das der autoritären Reklame. Wie die Gesellschaft unerbittlich nach dem Prinzip in sich stimmigen Planens verfährt, gleichgültig, was sie damit anrichtet, so verfährt Benn nach ästhetischem Plan. Gereimt wird, was sich reimt, gleichgültig was aus den Gegenständen dabei wird. Zerissen und durcheinandergewürfelt nach Gesetzen ästhetischer Aequivalenz fallen sie wie automatisch zum Bild des Todes zusammen, während der Reim klappernd über ihnen zusammenschlägt.

René Ernst.

Einbruch der Medizin

„Dr. med. G. Benn, Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten“, ein Schild an irgendeinem Haus der großen Stadt Berlin. Die wenigsten von denen, die Spritzen gegen die Syphilis oder eine Salbe von diesem wortkargen, fast schüchtern wirkenden Mann erhalten, wissen, daß er Gedichte schreibt. Das erste veröffentlichte er 1912 mit vierundzwanzig Jahren. An seinem 40. Geburtstag berechnete er den gesamten Ertrag seiner dichterischen Arbeit auf 975 Mark. Ein namhafter französischer Literaturhistoriker zählte ihn schon damals zu den fünf größten Lyrikern Europas; er war in mehrere Fremdsprachen übersetzt. 4.50 im Monatsdurchschnitt für den prominentesten Lyriker des deutschen Expressionismus.

Vor dem Medizinstudium hörte er zwei Semester Philosophie und Theologie. Bevor er sich zum Hautarzt entschloß, hat ihn die Psychiatrie eine Zeit lang beschäftigt. Nun, es ist Ektoderm, äußeres Keimblatt, von dem beides stammt: die Nervensubstanz wie jene rätselhafte Hülle, die den Menschen deckt, ein Intimstes und Außenstes zugleich — die Haut.

Der Arztberuf machte ihn damals wie heute unabhängig vom „Schreibenmüssen“, aber dieser Beruf ist weit über seine wirtschaftliche Tragfähigkeit hinaus von Be-

deutung für das Werk. Er klingt nicht nur grell aus dem „Epater-le-bourgeois“ der frühen Gedichte wie „Curetage“:

Nun liegt sie in derselben Pose
wie sie empfing
die Schenkel lose
im Eisenring ..

oder aus der „Krebsbaracke“, wo menschliches Vergängnis aus der Leidenschaftslosigkeit der Sicht eines ärztlichen Auges exhibitioniert:

Nahrung wird wenig noch verzehrt. Die Rücken sind wund. Du siehst die Fliegen. Manchmal wäscht sie die Schwester. Wie man Bänke wäscht. Mit der Anrede „Du“ wird das Demonstrative einer solchen Aussage noch besonders betont. Dann aber wird das Medizinische, die Stoffeigenschaft überwindend, Teil der lyrischen Substanz und Methode, denn es ist „ein Laboratorium für Worte, in dem der Lyriker sich bewegt ... Silben werden psychoanalysiert“. Auf der Suche nach neuen sprachlichen Effekten drängen sich „termini technici“ in seine Sprache ein: „neurogene Leier“, „fahle Hyperämien“, „digestive Prozesse“, „Heredität“, „Schädelblüte“, „muß ich mein Hirn besteigen, alle Windungen ...“ oder „... Jugend ist wie ein Schorf, eine Wunde darunter.“

Wer Benn liest, auch dort, wo ihn seine große Belesenheit, Geschichts- und Weltkenntnis über griechische Göttermythen, Südseelandschaft oder antike Vasenbilder sprechen läßt, wird nie vergessen, daß solche Aussage am Beispiel der naturwissenschaftlichen Deskription geschärft ist. „Ich stamme aus dem naturwissenschaftlichen Jahrhundert“, schreibt er, „ich kenne meinen Zustand ganz genau ... das Gesetz der Stilisierung und der synthetischen Funktion, abgewandelt in meinen Zentren...“ Das ist das, wofür Benn den Ausdruck der „schizoiden Katastrophe“ braucht, das Erleidnis der Kluft zwischen strömender und gefrorener Welt, zwischen der „entstirnten Getragenheit“ des „Mutterblutes“ und der Einsamkeit des abgetrennten, sich selbst als Objekt erlebenden Ich. Am ergreifendsten ist diese Katastrophe in den „Rönne-Skizzen“ gestaltet, dort, wo der junge Arzt seine eigenen Hände erlebt: „... Er kenne diese fremden Gebilde ... Sie lebten in Gesetzen, die nicht von uns seien und ihr Schicksal sei uns so fremd wie das eines Flusses, auf dem wir fahren ... um zwölf chemische Einheiten handle es sich, die zusammengetreten wären nicht auf sein Geheiß, und die sich trennen würden, ohne ihn zu fragen.“

Es ist die Krise der modernen Medizin, die darin besteht, daß die naturwissenschaftliche Methode, an die man so fest geglaubt hat, nicht ausreicht, menschliche Existenz zu erklären. „Das Unbewußte wendet sich her, und der Verstand als solcher und in seinem Wesen ist es, dem die Krise gilt ... Seinem engen Schema des Denkens, das alles nur unter dem Verhältnis von Zweck und Mittel sieht; seinem rüden Opportunismus, der die weiten Vorstellungen Leben, Fortpflanzung, Rasse als verengt eudämonistischen Inhalt in seine Systematik einstellt .. Ueber Blutdruckkapasteln und Kardiogrammschamanen, über dem Hund Pawlows und dem Meeresschweinchen Wassermanns, über windgeschützten Stellen und Vierzellenbädern steht die Schöpfung, und wahrscheinlich steht sie still ... Jedenfalls außerhalb der humanen Begriffe von normal und pathologisch ...“ So lesen wir in einem Aufsatz aus den zwanziger Jahren.

Aus der tiefen Krise des Wissenschaftsvertrauens, die den Nihilismus gebiert, und aus der steten Enttäuschung, in die das rauschhafte Teilhaben am „süßen Tierischen, entstirnten“ Lebendigen den „Flüchtling Mensch“ wieder entläßt, rettet sich die Existenz des Künstlers in die „Ausdruckswelt“. Diese steht zwischen der (lebens-)geschichtlichen und der nihilistischen als „geistig erkämpfte menschliche Oberwelt“. „Jedes ES ist der Untergang, die Verwehbarkeit des Ich; jedes DU ist der Untergang, die Vermischung der Formen.“ Die magische Funktion dieser „Ausdruckswelt“ vermag die Kluft zu schließen. „Schwer erklärbares Macht des Wortes, das löst und fügt. Fremdartige Macht der Stunde, aus der Gebilde drängen unter der formfordernden Macht des Nichts: die Hinfälligkeit des Individuellen und das kosmologische Sein, in ihr verklärt sich die Antithese, sie trägt die Meere und die Höhe der Nacht und macht die Schöpfung zu stygischem Traum: *Niemals und immer*.“ Diese hier auf engen Raum zusammengedrängte „Lehre“ Benns hat man gelegentlich geglaubt, als ästhetisches Taschenspielerstück abtun zu können. In der Tat aber ist

Sonderangebot für Studierende!

Ermäßigter Bezugspreis:

nur DM 1,50 pro Monat

(bei Selbstabholung, AStA, Zimmer 31a).

Bei Zustellung DM 1,95

AStA gibt Auskunft und nimmt Bestellungen entgegen
Zimmer 31a, Frau Petry

DIE NEUE ZEITUNG

diese Ausdruckswelt“ mit ihrer Aufhebung der Zeit im „niemals und immer“ als psychische Realität erfahrbar in bestimmten seelischen Ausnahmezuständen, wie sie dem Psychiater nicht nur vom Kranken her bekannt sind, sondern die auch bei gesunden Personen, etwa im Meskalinrausch, provoziert werden können. Und von diesem Punkt aus wird dann auch Benns Bemühung verständlich, mithilfe des Rausches der entzauberten und entgötterten Welt wieder das Wunder zurückzugeben, „eine Wirklichkeit nur aus Gehirnrinde“, wie es in seiner Sprache heißt. Diese Bemühung aber steht in der legitimen Nachfolge Nietzsches.

Der Versuch, einen Autor durch die wissenschaftliche Methode des von ihm ausgeübten Berufes „erklären“ zu wollen, müßte oberflächlich bleiben und sich in der analytischen Funktion erschöpfen. Nicht Psychoanalyse,

sondern Psycho-Synthese ist das Anliegen der Kunst. Und wenn Benn das Ich aus der anonymen Objektivität des naturwissenschaftlichen Standpunktes wie aus den Zerlösungen der formlos strömenden Vita rettet, so handelt es sich zwar um eine therapeutische Leistung, aber um eine Leistung, die nicht das spezifische Ergebnis einer ärztlichen Bemühung ist:

bleiben und stille bewahren
das sich umgrenzende Ich.

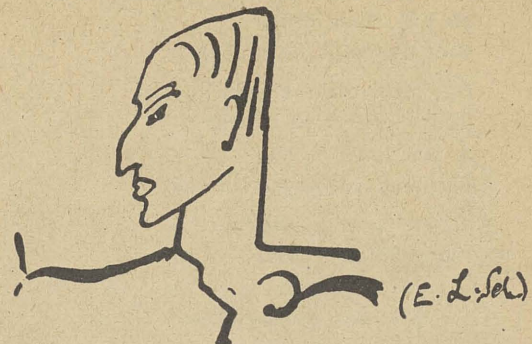
Diese bescheidenen Verse können nachgelesen werden in den im letzten Jahr erschienenen, „Fragmente“ überschriebenen, neuen Gedichten, von denen es heißt

Fragmente,
Seelenauswürfe,
Blutgerinnsel des zwanzigsten Jahrhunderts —

Michael Soeder.

Doktor Benn

Von Else Lasker-Schüler



Er steigt hinunter ins Gewölbe seines Krankenhauses
und schneidet die Toten auf. Ein Nimmersatt, sich
zu bereichern an Geheimnis. Er sagt: „tot ist tot“.

„... und der Rest war Soziologie“

Im „Lebensweg eines Intellektualisten“ berichtet Gottfried Benn von der Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen in Berlin, an der er studierte, daß er ihr „alles verdanke“. „Es sammelte sich noch einmal in diesen Jahren die ganze Summe der induktiven Epoche, ihre Methoden, Gesinnungen, ihr Jargon, alles stand in vollster Blüte, es waren die Jahre ihres höchsten Triumphes, ihrer folgenreichsten Resultate, ihrer wahrhaft olympischen Größe. Und eines lehrte sie die Jugend...: Kälte des Denkens, Nüchternheit, letzte Schärfe des Begriffs, Bereithalten von Belegen für jedes Urteil, unerbittliche Kritik, Selbstkritik... vor allem aber die tiefe Skepsis“. In Benns Essays, Ansprachen, Novellen sind genug Sätze zu finden, die der Kultur, die ihn umgibt, unerbittlich den Spiegel vorhalten. Das mochte nach dem ersten Weltkrieg für modisch/genommen werden; heute, nach langem Schweigen, neu aufgelegt, um neue Einsichten vermehrt, geht ein phosphoreszierendes Zwielicht davon aus: jäh beleuchtet es eine Welt, die in Trümmer sank, und sich nun, als wäre nichts geschehen, als das Leben selber anbietet. Zugleich scheint in diesem künstlichen Licht die Geschichte nur mehr der Kulissenumbau eines Theaterstücks zu sein, das stets das gleiche bleibt: Gewalt und Ausbeutung. Ungerührt von allem Grauen will der Dichter diese Welt unter dem ästhetischen Schein wahrnehmen, in dem sie für sich selber steht und mit dem „ganzen freischwebenden Gemecker der Zivilisation“ nichts gemein haben soll: „Dichter können die Welt nicht ändern.“

Benns Skepsis scheint wohlgegründet. Er zieht die Erfahrungen der Paläontologie, der Ethnologie, der Psychoanalyse, der Hirnforschung zusammen, er vertraut den Ergebnissen der Wissenschaften, er hält die Belege bereit, seine Kälte und Nüchternheit geht in den zynisch-schnoddrigen Stil ein, der die Kultur auskultiert und der sich selbst als Symptom der gleichen Krankheit weiß — in der Müdigkeit, die sich nach Tahiti, Levkoiern und Pervitin sehnt, um die Exaktheit der Entmenschung zu ertragen, worin „die Aufklärung vor unseren Blicken endet“. Aufklärung setzt er dem Szientifismus gleich, den er als „ein neues System von Dogmatismus, Orthodoxie, Scholastik, Fetischismus, nur mit anderen, trostloseren Symbolen“ kennzeichnet. Als eben dieses System ist, bis ins Detail, der Positivismus bereits in der Soziologie Comtes aufgetreten, den Benn zu recht zitiert: daß „das letzte endgültige und universale Zeitalter nun mit den Naturwissenschaften angebrochen“ sei. John Stuart Mill hatte das positiv gewordene Zeitalter als das Dasein gepriesen, das „so weit als möglich frei von Leid und so reich als möglich an Genüssen nach Qualität und Quantität“ sein werde; auch an diesen Satz erinnert Benn und weiß: das Leid ist nicht geringer geworden, die Genüsse aber fremder und monotoner.

Kulturgut als Opfer

Die Soziologie, im 19. Jahrhundert entworfen, hatte die Gewalt in die Frühgeschichte verwiesen, und der Fortschritt konnte nicht ausbleiben; Benn hat ihn präzise benannt: „die begrenzten Reichtümer des Erdteils ökonomisch, d. h. mit Aufschlag zu verwerten“. Dennoch ist ihm die Ausbeutung eine „Funktion des Lebendigen“ schlechthin. Die Ansicht teilt er mit der gleichen Soziologie, die er abwehrt. Deren Kraft bestand einmal darin, den Gang der Geschichte als organische Entfaltung zu erklären, die unaufhaltsam sei; das Jüngste und Neueste mußte darum jeweils der Fortschritt selber sein. Wie blutig immer der erkaufte sein mochte, so waren die Opfer bloß dem Lebensstrom selbst dargebracht, der über sie hinwegspülte. Er war, wie alle Mechanismen, berechenbar; die Opfer waren es nicht, und eben darum

vergaß man sie. Die Geschichte hatte nicht an sie zu erinnern, sondern die Daten, Monumente, Anekdoten zu präparieren, die als Kulturgut dem ewig gleichen Strom entnommen wurden. Je ehrwürdiger und seltsamer das Kulturgut, desto naturhafter schien es zu sein.

Die Natur wurde dafür um so unnatürlicher; je genauer sie in Formeln eingefangen wurde, desto wirrer gab sie sich, und die Gesellschaft, in Klassen, Völker und Individuen zerfasert, handelte um so unverständlicher, je mehr sie die Natur zu beherrschen sich rühmte. Das Entwicklungsschema der Soziologie zerbrach am Fortschritt der Wissenschaft, die es bewahren sollte.

Der Glaube des 19. Jahrhunderts hat nicht lange angehalten. Der Nihilismus war ein Chok wie im 20. Jahrhundert der Expressionismus. Und es ehrt Gottfried Benn, daß er sich zu dem einen wie zu dem anderen bekannte, als sie mitsamt dem Marxismus, diesem anderen Chok, für vogelfrei erklärt wurden. Sie drückten das Ungenügen an dem aus, was emphatisch als das Positive ausgegeben wurde. Benn müht sich, dem Traum nicht zu erliegen, als könnte hergestellt werden, was längst zerging. „Es gibt kein Zurück, kein Retournons à la Grand-Mère!“ Er hat auf das Bewußtsein gesetzt, das allein es noch vermöchte, dem steten Vergehen zu widerstehen, dem alles Leben zufällt.

Residuen

So übermächtig ist die Vergänglichkeit, daß auch das Bewußtsein sich ihm ausgeliefert zeigt. Dessen Macht ist für den Arzt Benn ein biologischer Vorgang, und Biologie wird der Soziologie entgegeng gehalten; frühe, versunkene Erdzeiten, wovon die Mythen und Träume angeblich noch melden, dem „Modder der Zivilisationsgesinnung“ heute; und zugleich ist ihm bewußt, daß er und seinesgleichen noch anknüpfen an Stil, Bildung, Wissen, Gefühle, formale Strebungen, die im 19. Jahrhundert erarbeitet wurden. Die heutige Generation „hat nichts mehr in Händen... überhaupt keine Grundlage mehr — es wird lange dauern, bis sich wieder etwas findet“. Eben diese „Residuen“ aber gaben Benn, dem Skeptiker, das Material seines eigentümlichen Expressionismus: Der Ausdruck, den sie in seiner Dichtung zeigen, war der eines gesellschaftlichen Zustands, der die Individuen ihrer Subjektivität, der Spontaneität, des Gedankens beraubt. Seine induktive Methode hielt sich an die Oberfläche, die voller Risse ist.

Die Veränderungen, von denen diese zeugten, vollzogen sich tiefer und entgingen der Soziologie, die Veränderung, Real- und Idealfaktoren, Kultur u. a. m. zu ihren neuesten Kategorien erhob. Ihr Formalismus faßte die zerbrechenden Formen der Gesellschaft um so weniger, als sich deren ökonomischer Inhalt gleich blieb. Die Aussichtslosigkeit, die alten guten Zeiten wiederherzustellen, und die Angst vor den kommenden neuen, gründeten in der politischen Oekonomie, mit der die Soziologie, freischwebend, sich nicht gemein machen wollte. Statt aufzuklären, verdunkelte sie empiristisch und relativistisch die erbärmliche Realität, sie wurde zur Fach-

disziplin, die sich mit der zeitgenössischen Metaphysik vertrat, welche das Nichts als das Umgreifende rühmte. Die Leere, die mit Träumen und Worten gefüllt wird, entspricht genau dieser fleißigen Soziologie, die die Geschichte von der Natur abtrennte und die Natur zum Vehikel des Fortschritts herunterbrachte. Gesellschaftlich vermittelt wurde beides durch die Oekonomie, deren Gesetz die Menschen isoliert und einander entfremdet; als entfremdete werden sie gegeneinander geschoben.

Humanität in Bildern des Todes

Diese entstellte Wirklichkeit ist abscheulich, Benn wendet sich von ihr ab. Indem er aber zur Biologie seine Auskunft nimmt, dem Immergleichen, dessen Wandlung die Zeiten überdauert, gibt er dem Jetzt und Hier, wie es nun einmal ist, sich preis. Seine Kritik erfüllt eine apologetische Funktion — und ist drum der positivistischen Soziologie und ihrem Gegenstand verwandt, die sich in der betriebsamen Leere wohlsein lassen.

Indem Benn jedoch darauf besteht, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, und an der Distanz von Namen und Illusion zu zeigen, wie gering unser Zutrauen zu den Dingen noch sein kann; indem es ihn gleichgültig läßt, wie, und ob diese mitleidlose Nennung beim Namen ihren Lohn bei den Zeitgenossen finde, bewahrt seine Intransigenz etwas von der Humanität, mit der es die Aufklärung noch ernst meinte. Es ist eine Humanität, die die Natur ernst nimmt. „Gewalt und Ausbeutung“ werden als Praktiken der Menschengeschichte zurückgegeben, die sie in Natur nur hineinprojiziert hatte, um vor sich selbst Recht zu behalten, auf Kosten einer Versöhnung von Natur und Gesellschaft, wie Benn sie authentisch — aber nur in Bildern des Todes authentisch — entwirft. So spiegelt er im ästhetischen Schein die unmenschliche soziale Realität. Davon zu wissen, macht den Moralisten im Dichter aus.

H. Maus.

Zwei Gedichte von Gottfried Benn

Das Plakat (1917)

Früh, wenn der Abendmensch ist eingepflügt
und bröckelt mit der kalten Stadt im Monde;
wenn Logik nicht im ethischen Konnex,
nein, kategorisch wuchtet; Mangel an Aufschwung
Bejahung stänkert, Klammern an Zahlen
(zumal wenn teilbar), Einbeimung in den Gang
nach Krankenhaus, Fabrik, Registratur
im Knie zu Hausbesitzverein, Geschlechtsbejahung,
Fortpflanzung, staatlichem Gemeinwesen
ingrimmige Bekennung, —
tröstet den Trambahngast.
Allein das farbenprächtige Plakat.
Es ist die Nacht, die funkelt. Die Entrückung.
Es gilt dem kleinen Mann: selbst kleinem Mann
steht offen Lust zu! Städtisch unbehelligt:
die Einsamkeit, die Heimkehr in das Blut.
Rauschwerte werden öffentlich genehmigt.
Entformung, selbst Vergessen der Fabrik
soll zugestanden sein: ein Polizist
steht selber vor der einen Litfaßsäule! —
O Lüftung! Warme Schwellung! Stirnzerfluß!
Und plötzlich bricht das Chaos durch die Straßen:
Enthemmungen der Löcher und der Lüfte,
Entsinkungen: die Formen tauen
sich tot dem Strome nach. —

Fachbücher aller Gebiete

Universitätsbuchhandlung
BLAZEK & BERGMANN

(Dr. H. Bergmann)

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 • Tel. 93633



Zu beziehen durch Ihre Buchhandlung

Prospekte verlangen Sie bitte direkt vom

ROWOHLT-VERLAG

HAMBURG 1

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10

Gartenstraße 134 • Telefon 61993 • Gegründet 1868

Bitte besuchen Sie mich in meinem Ladengeschäft, Gartenstr. 134,
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Die FRANKFURTER NEUE PRESSE ist Frankfurt

Was die Bürger sagen...
Was auf den Straßen geschieht...
Was sich im Rathaus regt...
Was in Wirtschaft,
Handel und Gewerbe vorgeht...

lebt in den Spalten dieses Blattes

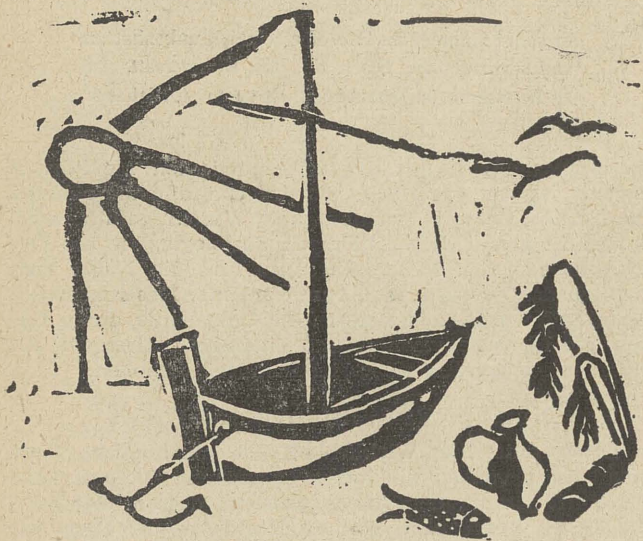
— mit mehr als 100000 Abonnenten
im Lande Hessen
— mit den besten Verbindungen
zu allen Zentren der Welt

Ein Baudeker für das Rhein-Main-Gebiet, in dem Sie alles finden.

Die Form, die Formgebärde,
die sich ergab, die wir uns gaben —,
du bist zwar Erde,
doch du mußt sie graben.

Du wirst nicht ernten,
wenn jene Saat ersteht
in den Entfernten,
dein Bild ist längst verwehrt.

Riefst den Verlorenen,
Tschandalas, Parias —, du,
den Ungeborenen
ein Wort des Glaubens zu.



Reimar Geil

Bibliographie der Werke

- Morgue, Gedichte, 1912
- Söhne, neue Gedichte, 1914
- Der Vermessungsdirigent, erkenntnistheoretisches Drama, 1916
- Karandasch, rapides Drama, 1916
- Gehirne, Novellen, 1916
- Fleisch, Gedichte, 1917
- Das moderne Ich, Rede vor Medizinstudenten, 1919
- Schutt, Gedichte, 1919
- Gesammelte Schriften, 1922
- Gesammelte Gedichte, 1927
- Gesammelte Prosa, 1928
- Fazit der Perspektiven, Essays, 1930
- Rede auf Heinrich Mann, 1931
- Das Unaufhörliche, Oratorium, Musik von Paul Hindemith, 1931
- Goethe und die Naturwissenschaften, In: Die neue Rundschau, April 1932
- Nach dem Nihilismus, Essay, 1932
- Der neue Staat und die Intellektuellen, Reden und Essays, 1933
- Kunst und Macht, Essays (darin Rede auf Stefan George, Verteidigung des Expressionismus, eine Schau der dichterischen Welt und selbstbiographischer „Lebensweg eines Intellektualisten“), 1934
- Ausgewählte Gedichte, 1936
- 22 Gedichte, 1943, Privatdruck
- Statische Gedichte, 1948
- Drei alte Männer, Zwei Gespräche, 1949
- Der Ptolemäer, novellistische Prosa, 1949
- Ausdruckswelt, Essays und Aphorismen, 1949
- Trunkene Flut, Ausgewählte Gedichte bis 1935 mit Epilog 1949, 1949
- Doppelleben, Zwei Selbstdarstellungen, 1950
- Frühe Prosa und Reden, Eingeleitet von Max Bense, 1950
- Fragmente, Neue Gedichte, 1951
- Probleme der Lyrik, Vortrag in der Universität Marburg, 1951
- Essays, 1951
- Einleitung zu W. H. Auden, Das Zeitalter der Angst, 1951
- Spät, Gedichtzyklus. In: Das literarische Deutschland, 2. Jahrgang, Nummer 20, 20. Oktober 1951
- Die Stimme hinter dem Vorhang, Prosastück, 1952
- Frühe Lyrik und Dramen, 1952 (erscheint im Herbst)

Literatur über Gottfried Benn

- Egon Vietta, Auseinandersetzung mit Benn. In: Die Literatur, November 1934, S. 7 ff.
- Max Rychner, Gottfried Benn, Züge seiner dichterischen Welt. In: Merkur, 3. Jahrgang, Heft 8 u. 9, S. 781 ff.
- Hugen Gürster-Steinhausen, Gottfried Benn, Ein Abenteuer der geistigen Verzwiefelung. In: Die neue Rundschau, Stockholm, Frühjahr 1947.
- Max Bense, Über expressionistische Prosa. In: Merkur, 3. Jahrgang, Heft 2 (12), S. 197 ff.
- Egon Vietta, Kaffeehaus und Ewigkeit. Zum Werk von Gottfried Benn. In: Die Welt, 12. Juli 1949.
- Helmuth de Haas, Kommunikation oder Monologe? In: Rheinischer Merkur, 18. Juni 1949.
- Elisabeth Langgässer, Glanz und Auftrag der großen Form. In: Frankfurter Rundschau, 14. Mai 1949.
- Max Bense, Ptolemäer und Mauretaniar. Köln 1950.
- Rudolf Krämer-Badoni, Die zeitlose Situation des Dichters. In: Das literarische Deutschland, 2. Jahrgang, Nummer 2, 5. Mai 1951.
- Dr. Wellershoff, Untersuchung über Weltanschauung und Sprachstil Gottfried Benns, Bonner Dissertation.

Sonderangebot für Studierende!

Führerschein Klasse III
(Pkw, Lkw und Motorrad).

Preis nach Probefahrt unter Anrechnung Ihrer Vorkenntnisse.
Teilzahlung.

Ausbildung: Fahrunterricht etwa 10—12 Fahrstunden (14 Tage bis 4 Wochen) in Ffm., in Ihrer Freizeit.

Tragen Sie sich unverbindlich in die im AStA-Zimmer ausliegende Liste ein oder rufen Sie 3 26 40 an.

Fahrschule H. SCHAFERS, Frankfurt a. M.

Der Lebensweg

Von Gottfried Benn existieren drei selbstbiographische Schriften: ein Nachwort zu den 1922 erschienenen „Gesammelten Schriften“, der „Lebensweg eines Intellektualisten“ von 1934 und das „Doppelleben“ 1950 (die beiden letzteren in dem Band „Doppelleben“ im Limes Verlag erschienen). Daneben stehen die Gestalten mit selbstbiographischen Zügen, Rönne etwa, Pameelen oder der Erzähler im „Weinhaus Wolf“ (im „Ptolemäer“, ebenfalls im Limes Verlag).

Gottfried Benn wurde am 2. Mai 1886 in Mansfeld (Westpreignitz) als Sohn des dort amtierenden protestantischen Pfarrers geboren. Seine Mutter war eine Romanin aus einem kleinen Ort der französischen Schweiz, Yverdon, im Juragebirge, dicht an der französischen Grenze, mit dem Mädchennamen Caroline Fleurier — wenigstens gibt er selbst diesen Namen an. Der Katalog bekannter Zeitgenossen „Wer ist's“ nennt den Mädchenamen Jéquier; den Nazi-Vorsitzenden des Aerztebundes läßt Benn sagen: „... ich sehe auf Ihrem Fragebogen, Ihre Mutter war eine geborene Jéquier ...“ —; sie kam erst mit zwanzig Jahren nach Deutschland und verlor niemals ihren französischen Akzent. Als Gottfried, der älteste von sechs Söhnen, ein halbes Jahr alt war, zog die Familie nach Sellin in der Neumark. Dort wuchs er auf, zusammen mit Arbeiterjungen und Söhnen des ostelbischen Adels, „sprach platt, lief bis zum November barfuß, lernte in der Dorfschule, wurde mit den Arbeiterjungen zusammen eingesegnet, fuhr auf den Erntewagen in die Felder, auf die Wiesen zum Heuen, hütete die Kühe, pflückte auf den Bäumen die Kirschen und Nüsse, klopfte Flöten aus Weidenruten im Frühjahr, nahm Nester aus“.

Wie Burckhardt, Nietzsche, van Gogh, Hermann Bang, Björnson, Selma Lagerlöf bekennt auch Benn sich von dem spezifischen Milieu des protestantischen Pfarrhauses beeinflusst, das eine „ganz bestimmte Art von Begabung erbmäßig produziert hat und die in seinen Söhnen zutage trat“, eine „Kombination von denkerischer und dichterischer Begabung, die so spezifisch für das deutsche Geistesleben ist und in dieser Prägung bei keinem anderen Volk vorkommt“.

„Benn“

Nachschlagewerke und Literaturgeschichten der zwanziger und dreißiger Jahre bezeichnen Benn immer wieder als Juden. Im „Lebensweg eines Intellektualisten“ geht er diesen Behauptungen nach, setzt seinen ganzen Bekanntenkreis in Bewegung, bemüht Orientalisten und Sprachforscher, verfolgt die Herkunft einer Weinmarke „Dürkheimer Benn“, läßt Recherchen in England anstellen, ob die englischen Benns, die sich literarisch betätigten, Alfred William Benn, Geo Benn und Sir Ernest John Pickstone Benn, jüdischer Abkunft sind und stellt fest, entgegen einer Faustregel der Namensforschung, daß sein Name nichts mit der hebräischen Silbe ben (— Sohn) zu tun hat. Später, im „Doppelleben“, geht er auf die Frage des Antisemitismus ein und schreibt: „Ein ‚Judenproblem‘ hatte ich nie gekannt. Derjenige Arzt, dem ich körperlich und seelisch die meiste Hilfe verdanke, war eine jüdische Aerztin. Der einzige Mensch, der mir in den Jahren 1930 wirklich nahe stand, mit dem ich am häufigsten meine damaligen Junggesellenabende verbrachte, der einzige, den ich vielleicht als Freund bezeichnen könnte, war ein Jude, auch während meiner Wehrmachtjahre hielt das an und heute — von New York aus — ist es nicht anders“. Als genial bezeichnete er die Juden Weininger, Else Lasker-Schüler und Mombert, als Talente allerersten Ranges Sternheim, Liebermann, Kerr, Hofmannsthal, Kafka, Döblin, Carl Einstein, dazu Schönberg.

Benn absolvierte das Gymnasium in Frankfurt an der Oder, zum Glück ein humanistisches, wie er bemerkt, studierte dann in Marburg auf Wunsch des Vaters und gegen seine eigene Neigung zwei Semester lang Philosophie, Theologie und Philologie. Dann bezog er die Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen in Berlin.

Dieser Wendung zur Medizin, zum „naturwissenschaftlichen Jahrhundert“, zur „Induktion“, zur „Kälte des Denkens“, der „letzten Schärfe des Begriffs“, der „schöpferischen Seite des Objektiven“ und zur „tiefen Skepsis“ mißt Benn eine sehr große Bedeutung zu: „Rückblickend scheint mir meine Existenz ohne diese Wendung zur Medizin und Biologie völlig undenkbar.“

Militär, Psychiatrie, Hautkrankheiten

Nach Abschluß des Studiums kam er als Militärarzt zu verschiedenen Provinzregimentern: für jedes Semester an der Kaiser-Wilhelm-Akademie mußte man ein Jahr aktiver Militärarzt sein. Er schied jedoch schon im ersten Jahr der Dienstzeit wieder aus, da sich nach einem ganzen Tag im Sattel ein angeborenes Nierenleiden bemerkbar machte. In diesem Jahr, 1912, erschien sein erster Gedichtband: „Morgue“.

Nach dem Abschied bildete sich Benn medizinisch weiter, „fuhr nach Amerika und impfte das Zwischendeck“. Bei Anbruch des Weltkrieges mußte er wieder in den Militärdienst, stürmte bei Antwerpen mit, kam aber dann in die Etappe. Drei Monate im Frühjahr 1916 war er in Brüssel Arzt in einem Prostituiertenkrankenhaus, eine Zeit von sehr großer Bedeutung für sein schriftstellerisches Werk. Dort, wo auch Sternheim, Flake, Einstein und Hausenstein waren, schrieb er den Hauptteil der Gedichtzyklen, die ihm in den zwanziger Jahren zu einigem Ruhm verhalfen; das bekannte (oder heute schon nicht mehr?) „Alaska“, das „Nachtcafé“, „Tripper“, „Fleisch“ und „Kokain“. „Ich lebte am Rande, wo das Dasein fällt und das Ich beginnt. Ich denke oft an diese Wochen zurück; sie waren das Leben, sie werden nicht wiederkommen, alles andere war Bruch“ (1922).

Nach Beendigung des Krieges schrieb Benn über „Zuckerkrankheiten beim Heer, Impfungen bei Tripper, Bauchfellücken, Krebsstatistiken, erhielt die Goldene Medaille der Universität Berlin für eine Arbeit über Epilepsie“, arbeitete als Psychiater und ließ sich schließlich in Berlin als Spezialist für Geschlechtskrankheiten nieder. „Sprechstunde abends von fünf bis sieben.“ 1932 wurde er Mitglied der preußischen Akademie der Künste.

„Aristokratische Emigration“

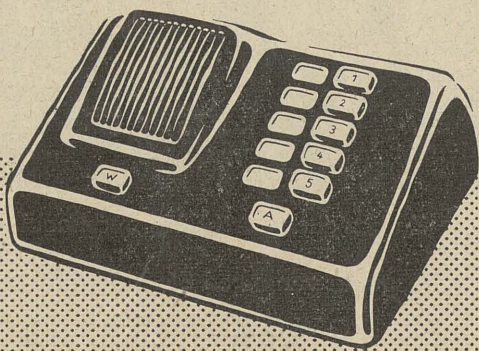
Die Haltung Benns bei Beginn des Hitlerreiches gab zu dem damals sehr stark beachteten Briefwechsel zwischen Klaus Mann und ihm Anlaß, in dem er sein Bleiben in Deutschland begründet. „... ich erkläre mich ganz persönlich für den neuen Staat, weil es mein Volk ist, das sich hier seinen Weg bahnt. Wer wäre ich, mich auszuschließen, weiß ich denn Besseres — nein! Ich kann versuchen, es nach Maßgabe meiner Kräfte dahin zu leiten, wo ich es sehen möchte, aber wenn es mir nicht gelänge, es bliebe mein Volk. Volk ist viel! Meine geistige und wirtschaftliche Existenz, meine Sprache, mein Leben, meine menschlichen Beziehungen, die ganze Summe meines Gehirns danke ich doch in erster Linie diesem Volke ... So kommt es, daß ich mich denen zur Verfügung stelle, denen Europa, wie sie schreiben, jeden Rang abspricht ... Ich gehöre nicht zu der Partei, habe auch keine Beziehung zu ihren Führern, ich rechne nicht mit neuen Freunden.“

Der neue Staat hatte auch wenig Interesse an Benn. Im Sommer 1933 sollte er im Auftrag der Akademie eine Gedächtnisrede auf den Tod Stefan Georges halten, er hatte sie schon ausgearbeitet, sein Auftreten wurde aber untersagt. Der NS-Aerztebund strich ihn von einer Liste, auf der die Aerzte standen, die bestimmte Atteste ausstellen durften.

Im März 1935 trat Benn wieder in die Armee ein: „Die Armee ist die aristokratische Form der Emigration“. Im „Doppelleben“ bestätigt Benn die Authentizität dieses Wortes, das Bruno E. Werner in seinem Roman „Die Galeere“ erwähnt.

AEG
FERNMELDETECHNIK

Unsere WECHSELLAUTSPRECH-ANLAGEN
schaffen schnelle und direkte
Sprech- u. Konferenzverbindungen
für Büro und Betrieb



ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT

berät Sie gern in
allen Fotofragen

WAGNER

BOCKENHEIMER WARTE · RUF 71657

JKS
Gegr. 1863

JOS. KUNZ SÖHNE
G. m. b. H.

Bauunternehmung
FRANKFURT A. M. - HÖCHST
Bolongarstraße 108
Tel. 138 41 / 136 22 / 126 22

Hochbau · Stahlbetonbau · Moderne Bauschreinerei
Tiefbau · Zimmerei und Treppenbau

Nach 1936 erschien nichts mehr von Benn — abgesehen von einem Privatdruck einiger Gedichte. Die Angriffe gegen ihn häuften sich. 1937 wurde er in einem Buch „Säuberung des Kunsttempels“ als Kulturbolschewist, als Rassenschänder bezeichnet, an den Else Lasker-Schüler „obszöne Liebesgedichte“ gerichtet hatte. Vorher hatten schon das „Schwarze Korps“ und der „Völkische Beobachter“ ihn angepöbeln: „Du Schwein — Ferkeleien — warme Luft — widernatürliche Schweinereien — scher Dich doch dahin, wo Deine Genossen Kerr, Tucholsky, Kästner sitzen“. Benn legte dies alles zusammen mit einigen seiner Schriften seinem Kommandeur zur Entscheidung vor, ob er ihn in seinem Kreis behalten wolle. Dessen Antwort lautete: „Das ‚Schwarze Korps‘ ist ein solches Saublatt, es kann einen Offizier gar nicht beleidigen — wenn es Sie lobte, wäre es anders — der Fall ist erledigt, Sie bleiben.“ Ein Jahr später erhielt er Schreibverbot.

Studien über Selbstmorde

Der Krieg begann, Benn war aus der höheren Laufbahn ausgeschlossen, konnte keine Kommandeurstellen bekommen und durfte keine Personalfragen bearbeiten. So hatte er Gutachten über Dienstbeschädigungen zu erstatten und die Akten über Selbstmorde in der Wehrmacht zu bearbeiten. „Die meisten Selbstmorde finden im Frühjahr statt und nur für die wenigsten findet sich selbst bei genauester Analyse von Persönlichkeit, Milieu, Familie ein klar erkennbarer Grund. Nur in etwa 20% aller Selbstmordfälle — und ich habe Tausende durchstudiert — liegt ein sachlich feststellbares Motiv vor wie Ehekonflikte, Furcht vor Strafe, Geschlechtskrankheit, Liebeskummer — in den übrigen Fällen bleibt das Motiv völlig dunkel. Die meisten Selbstmorde sind Spontanhandlungen, oft unter Alkoholeinwirkung, selten vorher bedacht. Offenbar sind wir den Reizen zum Selbstmord innerlich viel näher, als wir vermuten und bei der Art unserer moralischen Selbstaufzucht zugeben wollen.“

Die Zeit solcher Beobachtungen erregte den Dichter. Einen Teil der damals entstandenen Gedichte druckte Benn auf eigene Kosten 1943 unter dem Titel „Zweiundzwanzig Gedichte“.

Eine Monate des Jahres 1944 lag Benn in einer burgartigen Kaserne, „Block II, Zimmer 66“. Dort entstand die großartige Schilderung, die mit dem gleichen Titel im „Doppelleben“ veröffentlicht wird. Er schrieb

Ansicht des Coiffeurs

Das Intellektuelle war hoffnungslos, die Humanität ohne Gehäuse, vielleicht noch im Bienenstock vorhanden, die Substanzen relativiert —, das griff man ja mit Händen, das war schon populär. Die Vorzeitenforschung hatte nicht umsonst seit 1900 so redlich gegrübelt. Auch der Primitive hatte seinen Energiebegriff, er sah Zusammenhänge, er hatte eine Welt. Er hatte Erkenntnis, er fühlte die magischen Wirkungen der Gegenstände, er sah die Einheit und erhielt sie im Schauer der Identität. In den primitiven Kulturen wirkte der Raum bedingend: was in der Nähe von einander stand, war begründet; im Spätbewußtsein tat es die Zeit, was nach einander geschah, war begriffen. Die Kausalität und die Taschenuhr — ich glaube mit dem Namen Hume war das verbunden, aber die Glas- und Uhrenindustrie und das moderne wissenschaftliche Weltbild — das war ein neues Thema und zwar ein abgründiges! Das wissenschaftliche Weltbild stellte die Behauptungen auf, das wissenschaftliche Weltbild prüfte dann die Behauptungen nach und das wissenschaftliche Weltbild bestätigte sie (sich) dann und übergab sie der Presse. Etwas Gleißnerisches schien mir dabei gar nicht zu verkennen. Aber, sagte man, der Komet erscheint doch und die Sonnenfinsternis tritt doch ein, ganze Expeditionen fuhrwerken doch nach Brasilien und ähnlichen Kaffeeländern —, nun, was da unten eintrat, wußte ich nicht, meiner Meinung nach traten die Fernrohre ein und Linsen und Brechungsindex manipulierten sich da-



Gold Dollar Cigaretten

richtig-für richtige Kenner

dort den größten Teil der Werke, die bei ihrem Erscheinen nach 1948 so großes Aufsehen erregten: „Roman des Phänotyp“, viele Teile der „Ausdruckswelt“, aus den „Statischen Gedichten“ etwa „Ach, das ferne Land“, „September“, „Dann —“, „Statische Gedichte“.

Neuer Ruhm

In den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch schwieg Benn wieder. „Wenn man wie ich die letzten 15 Jahre lang von den Nazis als Schwein, von den Kommunisten als Trottel, von den Demokraten als geistig Prostituiertes, von den Emigranten als Renegat, von den Religiösen als pathologischer Nihilist öffentlich bezeichnet wird, ist man nicht so scharf darauf, wieder in diese Öffentlichkeit einzudringen“, so schrieb er an Hans Paeschke, den Herausgeber des „Merkur“, der 1948 einen Beitrag von ihm erbat. Im gleichen Jahr ließ er jedoch seine „Statischen Gedichte“ erscheinen, von Rezensenten als das größte Ereignis seit Rilkes Duineser Elegien gefeiert. 1951 verlieh ihm die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt den Georg-Büchner-Preis.

Die vorläufige Bilanz — im „Doppelleben“: „Von außen gesehen, verlief mein Leben nicht ohne Glück. Ich kam auf ein humanistisches Gymnasium und konnte ... das studieren, was meiner Neigung entsprach: Medizin und Naturwissenschaften. Und das in einer Zeit, wo man noch wirklich studierte: mit Muße, mit Abschweifungen, mit ‚Nebendingen‘. Vieles, was dann kam, verdanke ich mehr meiner Indifferenz als meinem Charakter ... In den Kriegen kam ich wie durch ein Wunder aus mancher Patsche heil heraus, auch aus Verhaftungen und Flurstreifen und Kommissaren ... Weiter: als ich als Schiffsarzt bei der Hapag fuhr, ging ich mit einem Segler nach Wladiwostok nicht auf große Fahrt, da meine Neigung zur Seekrankheit schon auf Passagierschiffen so groß und unbeeinflussbar war, daß ich mich scheute — und der Segler kam nie zurück. Ich war immer so gesund, daß ich als Arzt mein Geld schlecht und recht verdienen konnte.“

Und dann fand ich noch in späten Jahren, nach viel Unglück und Tod und Trauer in dieser Richtung, eine dritte Frau, eine Generation jünger als ich, die nun mit zarter und kluger Hand die Stunden und die Schritte und in den Vasen die Asten ordnet.“ Hans W. Nicklas.

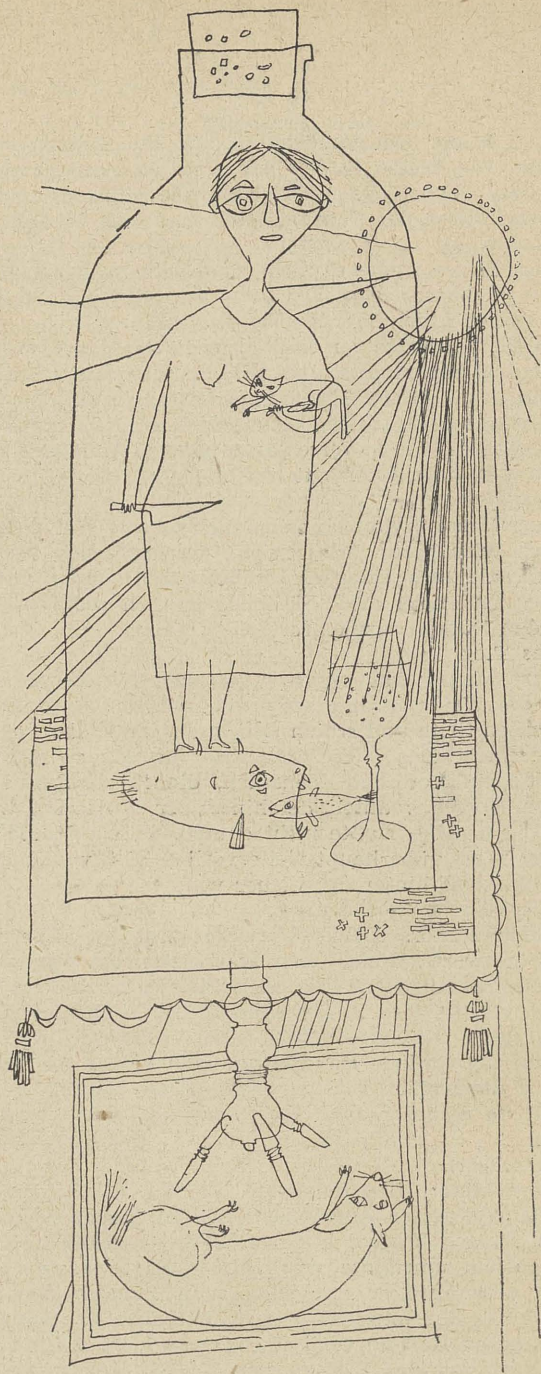
bei herum, und wer wußte außerdem, was die unter Komet und Sonnenfinsternis verstanden —, eine berufte Glas-scheibe vor das Auge halten und den Mond vor das Tagesgestirn treten sehn, wie wir es als Kinder machten, erschien mir eine völlig genügende Astronomie. Auch störten mich als realen Geschäftsmann seit langem diese bombastischen Zahlen und Räume. Das Weltall (Professor U. von der Universität K.) fließt in rasender Geschwindigkeit auseinander, in jeder einzigen Sekunde fließt es um das Dreiunddreißigfache des Erddurchmessers auseinander —: wenn in meinem Institut etwas auseinanderfließt, aus einer Parfümflasche oder einem Toilettenwasserflacon, übersehe ich mit einem Blick den Gesamtschaden. Das Weltall (Professor K. von der Universität U.) hat ein Alter von zehn Milliarden Jahren, es ist nicht anzunehmen, daß es wesentlich älter ist —: mein Haus hat selbst während der Saison nur acht Stunden offen, da ist meine Lage gegenüber diesen zehn Milliarden von vornherein nichtssagend. Das Weltall (Professor x für u) bezieht seine Gesamtenergie „bereits“ aus der Atomverwandlung von Wasserstoff zu Helium —: nun kenne ich als Fachmann natürlich Wasserstoff vom Blondieren, aber dies „bereits“ lebt von einem Zwiespalt. Die eine Wissenschaft, der Kritizismus, sagt, Zeit und Raum sind Formen unserer Anschauung, die Welt hat keine Zeit, und das halte ich für äußerst wahrscheinlich; aber nun kommt die andere Wissenschaft, setzt diese fragmentarische Zeit als historisch vorhanden und ernährt sich aus ihr mit Hilfe dieser grotesken Zahlen. Da stimmt was nicht —, entweder — oder; natürlich verlangt der heutige Mensch von seiner Zeitung in regelmäßigen Abständen das Schöpfungswunder, aber was die hier zeigen, ist Treppenschneiden —: wenn ich meinen Kunden solchen Haarschnitt machte, könnte keiner mehr auf Freite gehn.

Aus „Der Ptolemäer“, 1949

Aphorismen

von Gottfried Benn

- Wenn man religiös wird, erweicht der Ausdruck. *
- Verworrensein und nicht schreiben können, ist noch kein Surrealismus. *
- Schriftsteller, die ihrem Weltbild sprachlich nicht gewachsen sind, nennt man in Deutschland Seher. („Doppelleben“) *
- Wer viel erkennen will, muß viel spielen. *
- Endogene Bilder sind die letzte uns gebliebene Erfahrungbarkeit des Glücks. („Drei alte Männer“) *
- Meine Lehre lautet: Spät ankommen, spät bei sich selbst, spät beim Ruhm, spät bei den Festivals. *
- Ein neues Gedicht heißt für den Autor immer wieder, einen Löwen bändigen. („Probleme der Lyrik“) *
- Es gab Zeiten, da war kausales Denken exzellent, Zeichen einer klugen kleinen Clique, heute ist es Abspülwasser. („Roman des Phänotyp“) *
- Kunst ist Ausdruck. („Kunst und Prosperity“)



Helmut Lortz

EIN JAHR „FRAGEBOGEN“

Ein Jahr ist es her, daß „Der Fragebogen“, von Ernst v. Salomon, im Rowohlt-Verlag erschien. Ein Buch, das schon Geschichte geworden ist, in der erschreckenden Schnelligkeit, mit der Geschichte sich bei uns verfestigt. Heftige Kritik und heftige Verteidigung waren nur der Vordergrund. Denn sie befaßten sich, den muntern, gewissermaßen neurosefreien Stil anerkennend, mit den moralischen Fragen: ob der Mann, der seinen Nachruhm bei Leibzeiten davon bestreitet, beim Rathenaumord dabei gewesen zu sein, mit der Existenz des Bonvivant unter Hitler das Recht gewann, als Sprecher der Entrüstung über die schlechte Behandlung in den amerikanischen Nachkriegsgefangenenlagern aufzutreten; ob der Umstand, daß er sich immer herauszuhalten verstand, das Pathos rechtfertigt, mit dem er sein Preußentum, sein fehlendes Verständnis für den Sinn einer Demokratie und das gottgewollte Schicksal eines Deutschland, das weder Ost noch West sich verbunden fühlen darf, vorträgt; ob seine Begeisterung für die SS-Führer in weißen Unterhosen mit nacktem Oberkörper, die „wie Germanenherzöge“ durchs Gefangenenlager schritten, nicht eine rechte Perfidie sei.

Die Moral war Vordergrund. Die eigentliche Funktion des 700-Seiten-Wälzers verrät seine neckische Aufmachung: der Autor bescheinigt sich, und ihm nochmals der Verleger, fragebogenformulargerecht bestes Wissen und Gewissen. Und die das Buch mit hohen Auflageziffern abnahmen, zuzüglich der größeren Zahl derer, die es leihweise sich einverleibten, haben ebenso beides miteinander zu vereinigen verstanden: bestes Wissen und Gewissen. Denn eigentlich ist dies Buch ein Schelmenroman, ein später, aber kräftiger Sprößling der Verbrecherliteratur des 17. Jahrhunderts, in der schon einmal gelehrt wurde, wie einer am besten durchkommt, ohne daß ihm einer was anhaben kann, und noch dazu erfolgreich. Dies Gewebe aus Unnachweislichem und Listigkeit, durchwirkt mit dem fahlen Glanz des Heroentums ohne Sinn und Verstand, aufgespannt auf eine Religiosität, deren einzige Substanz Unerforschlichkeit ist (und eben darum solch fatale Wesensverwandtschaft mit den nicht nachweisbaren Untaten bekommt) — dies Gewebe kleidet heute viele wie ein Panzer, der vor Kugeln und nochmaliger Untersuchung schützt. Ein sehr in Mode gekommener Stoff also, beliebt, respektiert und für viele geradezu der Stoff für den Dienstanzug. Der Mann, der Rathenau umbringen half und hinterher seinen ästhetischen Widerwillen gegen die Plakate äußerte, die aufgefordert hatten, „die Judensau“ zu killen, wurde im wahrsten Wortsinn zum Außenseiter. Der breite Erfolg, den seine Schöpfung in der neuen politischen Saison fand, beweist einen feintentwickelten Sinn für „Schale“.

Die Weiße Straße

Von Wolfgang Günther

Herr Minor sah unbehaglich auf die Spitzen seiner Schuhe. Die Weiße Straße gab sich dem aufdringlichen Licht der Sonne. Die niedrigen weißen Häuser und die weißen Platten der Fahrbahn schienen sich in dem lähmenden Glanz zu vereinigen.

Herr Minor wagte es nicht, den Blick zu heben. Seine Augen empörten sich gegen die weiße Flut, die bei jeder Regung der Lider über sie hereinbrach.

Hundert Schritte von ihm entfernt war das Tier.

Herr Minor seufzte und verwünschte seine Behörde, die ihn in die Weiße Straße entsandt hatte. An den Häusern waren die Läden heruntergelassen. Herr Minor ahnte, daß die Türen verschlossen waren. Auf den flachen Dächern ruhte eine ermattete Stille.

Das Tier ...

Herr Minor erwog, ob es möglich sei, die Weiße Straße einfach wieder zu verlassen. Er fürchtete sich vor den Folgen, die sein Ungehorsam bei der Behörde zeitigen würde. Und noch mehr fürchtete er sich plötzlich, dem Tier den Rücken zuzukehren.

Das Tier.

Eine Mauer war errichtet worden. Sie verlief quer über die Weiße Straße, schmiegte sich an ein Haus auf der linken Seite und schien sich in das gegenüberliegende einzufressen. Das Tier vermochte die Mauer nicht zu übersteigen. Von den Menschen, die in dem Teil der Weißen Straße wohnten, der hinter der Mauer lag, wußte man nichts. Man wußte nicht einmal, ob die Straße hinter der Mauer überhaupt weiterverlief. Man wußte nichts von dem, was hinter der Mauer war.

Das Tier —

Herr Minors Beine bewegten sich in lächerlicher Weise vorwärts. Gleich einer Marionette, die sich willenlos zum Tanzen leiten läßt, schleifte er Fuß zu Fuß. Herr Minor verfolgte seine Bewegungen mit betroffener Bewunderung. Die Aktentasche rieb mit ihrem Griff über die starr gewordene Handfläche, dann schlug sie bedächtig auf die weißen Platten. Herr Minor zählte die kleinen Risse in der Mauer. Er vermied es, das Tier anzusehen.

(Das Tier)

Herr Minor stieg behutsam auf die Klinke der Tür des Hauses, dessen Außenwand mit der Mauer zusammen einen rechten Winkel bildete. Seine schweißigen Hände hinterließen umrißlose Abdrücke in der weißen Fläche. Dann umwürgte er mit allen zehn Fingern den Vorsprung des Fensters, das ihm am nächsten lag. Sein Versuch, diesen Halt zu erklimmen, erstarb im Ansatz. Sein Fuß glitt von der Klinke, sein Körper beschwerte sich jählings, hilflos klopften seine Kniescheiben kleine blutige Flecken in die weiße Wand.

Das Tier!

„Sie wollen gewiß unseren Film ansehen!“ sagte die Frau, die das Fenster geöffnet hatte. Herr Minor vermochte nicht zu antworten, seine ganze Aufmerksamkeit galt den Schwingungen seines Körpers. Die Frau sah ihn ein wenig mitleidig an. „Was Sie aber auch für Sachen machen“ meinte sie. Dann zogen sie ihn in das Zimmer.

In dem Zimmer saßen sehr viele Leute. Sie saßen auf unbequemen, kleinen Stühlen und starrten auf eine große Leinwand. „Ich wollte über die Mauer“, sagte Herr Minor, dann verbesserte er sich: „Ich muß über die Mauer.“ „Wir sehen unseren Film an“, sagte die Frau. „Sicherlich wird er Ihnen auch gefallen.“ „Unten...“ sagte Herr Minor. Die Frau wies ihm einen freien Stuhl. „Setzen Sie sich dahin!“

... das Tier ...

„Was ist das für ein Film?“ fragte Herr Minor seinen Nachbarn, einen jungen Herrn, dessen überaus bunter Rock gegen das Weiß der übrigen Anzüge und Kleider



abstach. „Das ist ein feiner Film!“ sagte der. Er tastete beim Sprechen mit der Zunge über die Zähne, es gab seiner Stimme einen zögernden Klang. „Ich sehe ihn eben zum etwa tausendsten Mal.“ „In der Tat?“ verwunderte sich Herr Minor und dachte an seine Behörde. „Es muß ein interessanter Film sein.“ „In der Tat“, bestätigte der junge Herr selbstgefällig. „Wir haben alle selbst mitgewirkt, als er gedreht wurde. Jeder von uns spielt eine Hauptrolle.“ „Wer hat eigentlich die Mauer gebaut?“ fragte Herr Minor. „Welche Mauer?“ sagte der junge

Herr und sah hingegeben auf die Leinwand. „Die Mauer unten auf der Straße“, meinte Herr Minor. „Auf welcher Straße“, sagte der junge Herr und beachtete Herrn Minor nicht mehr. Herr Minor wollte seine Fragen erklären, aber die anderen Leute riefen erzürnt, er möge endlich schweigen. Herr Minor ergab sich betroffen dieser Forderung und richtete wie sein Nachbar den Blick auf die Leinwand.

Das Tier?

Die Leinwand war weiß. Herr Minor weitete ungläubig die Augen. Die Leinwand war weiß. Nichts geschah. Herr Minor hörte Laute des Behagens, Rufe des Beifalls — die Leinwand blieb weiß. Herr Minor sah nichts auf der weißen Fläche. Nicht einmal einen Fleck, einen Strich, eine Falte, nichts, das seine Augen beruhigt hätte. Bekommen beschloß er, zu verweilen, bis seine Kräfte zurückgekehrt waren und sich dann davon zu machen. Plötzlich fühlte er, daß das Tier gekommen war. Er wollte schreien, aber er erinnerte sich rechtzeitig an das Schweigebot, das man ihm auferlegt hatte.

„DAS TIER!“

Der junge Herr im bunten Rock wand sich, bäumte sich auf und heulte. Die anderen sahen verzückt auf die leere Leinwand. Herr Minor preßte die Hände auf den Mund, um nicht zu schreien und eilte zum Fenster, das er aber nicht sogleich fand. Endlich fühlte er das Glas der Scheiben, er riß sie auf. Dann stand er auf der Mauer. Der Weg in den anderen Teil der Weißen Straße war frei. Herr Minor atmete auf. Er konnte seinen Auftrag erfüllen.

Da fiel ihm ein, daß er vorhin seine Aktentasche verloren hatte. Sie lag noch an der gleichen Stelle, ein brauner Fremdkörper im weißen Einerlei. Herr Minor sprang von der Mauer, mit krankem Schritten eilte er zu der Tasche und hob sie auf.

Das — Tier.

Herr Minor wagte nicht, sich umzudrehen. Das Tier war zurückgekommen. Schweigend drückte Herr Minor die Tasche an sich und verließ die Weiße Straße.

„Fischer-Bücherei“

Im Bücherschrank des Bürgers standen vor zwei Menschenaltern die Reihen der Klassikerausgaben; heute sind es, auf dem Bord am Radio oder über der Couch, die bunten Pocket-Bücher. Inhalt und Einband haben sich gewandelt, gleich ist aber der Typ: in uniformer Serie eine Enzyklopädie dessen, was „man gelesen haben muß“, gesellschaftliche Normalration des Bildungstreffes, früher von Goethe bis Kotzebue, heute von Freud bis Hemingway, Klassiker durch die fortlaufende Numerierung.

Der Fischer-Verlag ist in der glücklichen Lage, daß im Laufe seines Bestehens eine ganze Anzahl seiner Autoren wirkliches „Klassikerformat“ errang. Die Ausgaben der Fischer-Bücherei wollen keine Experimente sein, wie die gelben S.-Fischer-Bände vor 50 Jahren, sondern arrivierte Literatur, Bestseller, Klassiker der modernen Romanliteratur: Thornton Wilder „Die Brücke von San Luis Rey“, Thomas Mann „Königliche Hoheit“, Joseph Conrad „Der Verdammte der Inseln“, Stefan Zweig „Joseph Fouché“ und Pearl S. Buck „Die Frauen des Hauses Wu“. Nicht ganz trifft das bei Carl Zuckmayer's Erzählung „Herr über Leben und Tod“ zu, die, so eingerahmt, zum ersten Mal in Deutschland erscheint.

Zuckmayer ist in dem Werkchen der Wechsel vom Drama zur erzählenden Prosa nicht ganz geglückt. Die Handlung ist konstruiert —, das wäre kein Nachteil, aber es gelingt ihm hier

Kardiogramm

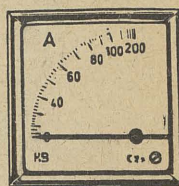
Von Hartmann Jochen Bernauer

Ohne Täuschung ein Wort zu finden wird zusehends schwerer
Weil sich aus vielen Filmen in uns die Bilder häufen.
Abends oder in der Atempause zwischen zwei Psalmen, die wir
Zur Information schnell durchsehn, liegen wir auf der Bettcouch,
Ein Leib mit geschlossenen Augen (was ist das?), irgendein Leib.
Noch uns unbestimmt erwarten wir Worte, hoffend noch einmal
Erlösung im Nennen — — — Jedoch erstaunliche Bilder stellen sich ein
Die wir zunächst übersehen, weil sie nicht das Erwartete sind.
Auf einmal aber aus steigender Unruhe spüren wir sie lebendiger
Und sehen sie, die so Verwunderlichen, die ungeheuren Montagen.
Was sagt man doch gegen die Maler, die Surrealisten, die
Traumverzerrten? — — — Seltsam wie spät genügend Erfahrungen sich zu
Solchen Montagen verdichten, die dazu noch nutzlos erscheinen,
Einfach da sind als Verkündigungen der Sinnlosigkeit, ihrer selbst.
Indes jetzt . . . : sinnlos? Wie leicht sehr tief in dem verwirrenden Gewebe
Der schöne starke Sinn, zu stark nur eben für unsere niedergrenzte
Bürgerliche Sicherheit aus armer Kindesfrucht . . . Ein Radio bringt
Beethoven her — Konserve . . . Zeit der Sammler, auch in den Diktaturen.
Kardiogramme — es fragt mich, was noch zuletzt eine Dichtung sei.
Da uns so dicht beieinander die Dinge bestürmen und überall innen sind.
Ich weiß es nicht mehr und noch nicht aber dennoch ich werde es wissen.

Bereits Anfang der 80er Jahre wurde der erste direktanzeigende Strommesser von dem Physiker Friedrich Kohlrausch, Professor zu Würzburg, erdacht und von seinem damaligen Universitäts-Mechaniker Eugen Hartmann, dem Gründer unseres Werkes, durchkonstruiert und erstmalig gebaut



H&B PRÄZISION



HARTMANN & BRAUN AG FRANKFURT/MAIN
Fabrik elektrischer u. wärmetechnischer Meßgeräte

Für die Haus-Apotheke

Kamillen-Zubereitungen

in moderner Form:

Kamillosan-Liquidum (flüssig)

Bei kleineren Verletzungen, verdünnt zu Umschlägen,
für die tägliche Mund- und Zahnpflege

Kamillosan-Salbe

Zur Wundbehandlung, bei Verbrennungen und zur
Säuglingspflege

Kamillosan-Puder

Zur Körperpflege, als Massagepuder und Fußpuder,
zur Säuglingspflege

Kamillozon-Tabletten

(Kamillosan mit Wasserstoffsuperoxyd)
Zum Gurgeln und Spülen bei Mund- und Hals-
infektionen

In allen Apotheken erhältlich!



Chemiewerk **HOMBURG** Aktiengesellschaft
Frankfurt/Main



Sind wir wirklich so schlecht?

Erste Eindrücke vor dem Eisernen Vorhang

Liebe Brigitte!

Endlich kann ich Dir ohne Deckadresse schreiben. Endlich kann ich mich einmal an Dich wenden, ohne daß damit ich oder andere in Gefahr geraten. Trotzdem fällt es mir schwer. Ich bin noch nicht zu mir gekommen. Noch habe ich keinen Boden unter den Füßen und ich taste mich voran wie im Dunkeln.

Aus meinem Kartengruß hast Du ja ersehen, daß ich rübergekommen bin, und daß alles gut ging. Das Land jenseits vom Eisernen Vorhang liegt nun hinter mir. Ahnst Du, was das bedeutet? Keine Maske mehr tragen müssen, die ohnmächtige Wut und dies ewige Heucheln — Tage unter lähmendem Druck und Nächten, in denen das Grauen auf Dich zukriecht, die fiebrige Angst: wann bist Du an der Reihe mit Verhaftung und Verhör — und gibts dann noch eine Flucht?

All das soll nun vergangen sein. Als ich den ersten Ort in Westdeutschland erreichte, mußte ich das Wort denken: gerettet. Aber begreifen konnte ich es nicht; vielleicht auch heute noch nicht. In den ersten Wochen träumte ich jede Nacht von der Flucht. Es ist immer der gleiche Traum. Ich sitze im Eisenbahnabteil oder gehe durch die Straßen einer Stadt. Zwei Männer treten auf mich zu, manchmal in Zivil, manchmal in Uniform, aber immer mit den gleichen leeren Gesichtern der Kommissare. Ich will fliehen. Immer holen sie mich ein. Sie führen mich zum Auto, ich muß einsteigen, immer in den selben grauen BMW, der zum Gefängnis fährt. Aber an diesem Traum ist etwas Seltsames: niemals flüchte ich nach Westen; immer zurück nach Haus. Hängt das zusammen mit dem merkwürdigen Gefühl, das ich nicht los werde? — als sei das alles hier nur ein Zwischenspiel, schöne Urlaubstage, als müßte ich zurück.

Jetzt bin ich in dieser Stadt, die mir sehr gut gefällt. Kannst Du Dir das vorstellen, wie ich spüre, daß diese Stadt lebt? Alles lebt hier — die Straßen, die Autos, die Bahnen. Wie es alle Leute eilig haben! Dann die Schaufenster: ich bin ganz verwirrt vor so viel Herrlichkeiten. In den Cafés sind alle Menschen festlich angezogen, sie plaudern und lachen. Und die Abende voller Lichter! Es ist alles wie ein Rausch. Kannst Du begreifen, was mich alles so sehen läßt? Kannst Du Dir vorstellen, daß unsere Großstädte tot sind, mit euren verglichen? Ihr kennt nicht die Losungen an den Häuserwänden, unter denen wir erdrückt dahinschleichen. Es gibt hier nicht die Riesentransparente mit Lügen und Drohungen, und keine Lautsprecher, die Dir die Partei-schlagworte in die Ohren brüllen, keine Stalinbilder, Sowjetsterne, rote Fahnen, die einer nicht fliehen darf. Ach, ich atme auf.

Hier scheinen mir alle Leute gut angezogen und wohl genährt. Alle machen zufriedene Gesichter, niemals so verbissene, angestrenzte wie jeder bei uns. Sie haben keine größere Sorge, als wie sie das Geld verdienen können, was sie anziehen und wohin sie gern verreisen möchten. Für solche Gedanken bin ich noch viel zu aufge-

nicht, im Gegensatz zu seinen Stücken, sie psychologisch glaubhaft zu machen. Das dauernde Eingehen des Zuhörsers auf die Glaubwürdigkeit des Lesers ist was sehr. Zuckmayer spielt nach den Gesetzen des Dramatikers zwei wesensmäßig entgegengesetzte Figuren gegeneinander aus: Sir Norbert Starnhope, berühmter Chirurg, von „kristalliner Kantung und benevolenstem Gleichmaß und Lucie, seine Frau, von einer geradezu verhaltenen Sicherheit und Unversehrtheit“, die nie die Verbindung zu dem „Dunklen, triebhaft Flutenden“ verlor. Er nutzt jedoch die Dynamik dieser Konfliktmöglichkeiten nicht ganz für die Entwicklung der Handlung, sondern läßt immer wieder Zufälle das Geschehen weiterreiben. Aber das ist Prinzip. Zuckmayer will zeigen, daß eine Bewältigung des Lebens allein durch klare Überlegung und eigene Entscheidung nicht möglich ist.

Stilistisch ist die Erzählung oft eine starke Zumutung. Folgende Beispiele sind nicht einmal, besonders ausgesucht.

„Sie dehnte die Arme ein wenig, hob die Brust, bot sich ihm gleichsam zum Beriechen dar.“

„Nein“, sagte Norbert und sog den Hauch ihres Körpers ein, — „man riecht wirklich nichts.“

„Er küßte sie, seine Hände glitten an ihren Schultern und Armen entlang. Sie schlug die Wimpern hoch, ihre Augen waren nach oben gedreht, ihr Blick lustvoll verschwommen.“

„Wir kreisen spitterhaft in einem ungeheuren Strömen und Gleiten der Räume, die sich ausdehnen und weiten ohne Anfang und Ende, — wir wissen nichts von der Zeit und nichts von dem Ort, der uns beherbergt.“

„Uns ist eine Kraft gegeben“, sagte Raymond voll unbegrenzter Uebersetzung, — „die mehr bedeutet als Wissen.“

„Vor Lucies Blick wuchs der picklige, unrasierte Kellner plötzlich zu einer hohen, strengen, marmornen Gestalt. Sie hörte ein Flügelrauschen in der Luft. Sie hörte ein großes mächtiges überirdisches Brausen, wie aus unzähligen Kathedralen.“

Hans W. Nicklas

regt. Dazu gehört vor allem, daß einer sich sicher fühlt, und das Gefühl hat bei uns, im Osten, niemand. Hier könnt ihr an das Morgen denken; für euch ist auch eine Vergangenheit da. Wir kannten vor lauter Anstrengung eines jeden Augenblicks keine Vergangenheit und keine Zukunft. Und mir passiert nun etwas ganz Seltsames. Meine Vergangenheit taucht auf, sie überfällt mich geradezu — nicht nur die letzten Monate, auch was früher einmal war. Vielleicht kann ich so auch einmal Zukunft gewinnen, wie ihr alle, deren Denken ich noch nicht verstehe.

Was mir hier sogleich auffiel und fort und fort mich wundert: hier gibt es so viele Menschen mit Gesichtern. Alle Gesichter fesseln mich, denn jedes ist anders, persönlich. Man sieht den Gesichtern an, daß der Mensch dahinter denkt. Ich mußte mich fragen, wo denn bei uns die Menschen mit Gesichtern geblieben sind. Viele wanderten aus, viele sitzen im Gefängnis oder KZ. Aber die meisten Gesichter starben von innen her ab. Es ist bei uns sehr gefährlich, ein Gesicht zu zeigen, daß man selbst denkt. Alle Gesichter werden sich ähnlich, zur Maske. Die Religion des Leninismus—Marxismus besitzt eine unvorstellbare Macht: sie macht die Gedanken, Seelen und Gesichter gleich, die der Anhänger wie die der Gegner.

Hier denken alle. Alle äußern ihre Gedanken laut, selbst Fremden gegenüber und sogar, wenn sich das Gedachte gegen den Staat richtet. Hier gibt es kein Kollektiv, ein jeder lebt sein eigenes Leben. Keiner ist eine Maschine in den Händen des Staates. Mit vielen Menschen habe ich mich unterhalten, und immer schien mir, als müßten wir uns verstehen. Aber etwas trennt uns doch, irgend ein Eiserner Vorhang.

Denn eins habe ich nicht herausbekommen können: worin sehen alle diese Menschen den Sinn ihres Lebens? Für uns war das einfach: Bleiben, Aushalten, passiver Widerstand, Selbstbewahrung. Aber ich begreife nicht, worin hier die Menschen ihren Halt finden. Manchmal

len, ein Urteil eventuell auch gegen das Recht zu sprechen, um — das Leben des Angeklagten zu retten. Die vielen Falle, in denen die Richter damit rechnen mußten, daß der Angeklagte — gab die Justiz ihn erst einmal aus den Händen — in die Hände der Gestapo wandern würde, beweisen einerseits, wie gut die Unabhängigkeit der Richter selbst unter den Nazis für den Angeklagten sein konnte, sie beweisen aber andererseits auch, wie abhängig gerade die so „unabhängigen“ Richter „durch“ dies Regime und leider in einzelnen Fällen auch „von“ ihm waren. Stolz kann man auf diese Unabhängigkeit des Richters in der Nazi-Zeit kaum sein und die Leute, die sich für die Erhaltung wenigstens der formalen Unabhängigkeit eingesetzt haben, taten das, obwohl sie wußten, wie relativ diese Unabhängigkeit war, weniger um des Rechtes als um der Menschen willen. Ein Richter z. Zt. Friedrichs II. war tatsächlich unabhängig als unter Hitler.

An dem Charakter dieser Institution konnten auch die „Ermächtigungsgesetze“ von 1933 und 1937 nichts ändern. Für ihre Beurteilung bleibt es auch gleichgültig, ob die Abgeordneten freiwillig oder bereits unter Druck, oder vielleicht auch „arglistig getäuscht“, Hitler Vollmachten gaben. Will man eine Geltung des Rechts anerkennen, die weiter reicht als die Erwägung der politischen Zweckmäßigkeit, dann ist auch die Forderung nicht zu vermeiden, daß jener Reichstag, indem er über das eigenmächtige und noch durch keine erwiesenen Gründe gestützte Verbot der Kommunistischen Partei hinweg zur Tagesordnung schritt, das eigentliche, nun einsetzende Unrecht nur sanktioniert, keinesfalls aber ein Recht daraus gemacht hat. Denn an diesem Beispiel ist wie an keinem anderen deutlich geworden, wie unsicher der Rechtsgrund der formalen Sanktionierung ist, wenn der Bevollmächtigte daraus Praktiken ableitet, die, obzwar sanktioniert, doch auf einen konsequenten Abbau aller der Rechtsordnung hinausliefen, die darin vornehmlich sich ausdrückte, Rechte des Einzelnen in einem Grundvertrag mit dem Staat zu sichern. Kein Parlament und keine Volksabstimmung kann die fanatische Entrechtung der Einzelnen, der Gruppen und schließlich des ganzen Volkes zu „Recht“ werden lassen, es sei denn zu einem höchst formalen, lediglich noch durch das Zeichen des Paragraphen bezeichneten Recht.

Wir müssen es sehen und können uns nicht darum drücken, daß dieser „Staat“ sich selbst außerhalb der Rechtsordnung stellte, subjektiv und objektiv in einem Zuge. Er hat nie den Anspruch erhoben, Rechtsordnung zu sein. Es galten andere „Ausrichtungen“: „Rasse“, „Volksempfinden“, „Führerprinzip“, deren Namen allein in der Freibrief der Willkür ausstellten. Klingt es uns nicht noch in die Ohren: der Führer hat immer Recht? Heißt das nicht, Recht mit der Willkür eines Einzigen gleichsetzen?

Die Speisekarte des Gesetzes

Was bedeutet das nun für die Schutznormen, die das Strafgesetzbuch für den Staat aufstellt? Bewahren die Bestimmungen über Hochverrat und Landesverrat ihre Gültigkeit auch dann, wenn das Objekt dieses Schutzes selbst außerhalb der Rechtsordnung steht?

Fabian v. Schlabrendorff, der zum Braunschweiger Prozeß als Zeuge geladen war, hat hierüber treffend bemerkt: Diese Bestimmungen des Strafgesetzbuches hat-

scheint mir, sie hätten gar keinen. Jeder von ihnen lebt allein. Sie kennen nicht die Kraft des Zusammenschlusses unterm Druck einer gemeinsamen Gefahr, und was sie zu ihrer ständigen Eile treibt, wissen sie wohl auch nicht.

Unbegreiflich viel Gleichgültigkeit fällt mir auf. Gewiß, ich las schon Aufrufe, daß man für die Darbenden in der Ostzone spenden soll und Bücher für Studenten an den Ostzonenuniversitäten beschaffen. In den Zeitungen und im Rundfunk stehen Berichte über Kundgebungen gegen die Oder-Neiße-Linie und für das Recht der Ostvertriebenen. Diese Aufrufe, Sendungen, Artikel, Kundgebungen enthalten schöne Worte über die tiefe Verbundenheit des Westens mit den Unterdrückten hinter dem Eisernen Vorhang. Ich faßte Vertrauen zu diesen Worten. Als ich aber zu den Flüchtlingsämtern kam, begegnete man mir mit Achselzucken: „Für politische Flüchtlinge gibt es keinen Lastenausgleich. Ostvertriebene sind Sie? Das können wir nicht anerkennen, denn Sie waren zum Stichtag nicht in Westdeutschland, außerdem haben Sie keine nahen Verwandten in der Bundesrepublik. Wir bedauern unendlich...“ — „Wir können Sie nicht unterbringen. Lager? Gibt es hier nicht. Ueberbrückungsgeld? Steht uns nicht zur Verfügung. Anleihe? Leider...“ — „Sie haben für den Westen gearbeitet? Warum denn? Hatten Sie das nötig?...“ — „Komische Zustände scheinen das zu sein an euren Universitäten. Und dann kommt ihr her und wollt hier studieren und nehmt den Einheimischen den Platz weg!“

Soweit die Verbundenheit. Am besten, man sagt nicht, daß man aus der Zone kommt. Sonst denken sie doch nur, man hätte das Geld nicht für die Miete oder nicht die nötigen Kenntnisse für die Stellung. Oder sie kommen mit ihrem Mitleid und begreifen nicht, daß ich keine Wohltätigkeit will, sondern mein gutes Recht.

Aber du brauchst keine Angst um mich zu haben. Ich werde schon durchkommen. Das Schlimmste liegt hinter mir. Es war eine harte Schule, und sie hat mich zäh gemacht. Ich finde das Leben hier doch schön, denn hier ist Freiheit; und ich weiß nun, was sie wert ist. Ich gehöre zu Euch. Wir wollen aneinander denken.

Deine Ilse.

„Unrechts-Staat?“

(Fortsetzung von Seite 1)

ten ihren rechtlichen und moralischen Charakter verloren. Sie glichen den Angeboten einer Speisekarte, auf der man sich ein Gericht aussucht und zugleich über den Preis orientiert wird, den man dafür zu zahlen hat. Das will besagen: diese Bestimmungen verwandeln sich in Drohungen, nicht einer Strafe, sondern einer Gefahr, die man läuft, und die man abwägt gegen den Gewinn, den sie bringen könnten — für das Recht. Die Paragraphen sind unter solchen Umständen von der gleichen Qualität wie die übrige Rechtsunsicherheit, die sich in SS, SD und anderen Chiffren maskiert hatte. Sie bedrohen jeden, der sich regt; wobei es keinen Unterschied mehr macht, ob er es um materiellen Gewinn, für moralische Ziele, für nachträglich politisch genehme oder nicht genehme Entwicklungen getan hat. Die Frage nach Unrecht oder Recht solchen Unternehmens stand für das Dritte Reich währlich nicht zur Diskussion. Es handhabte das Gesetz wie alle Mittel nur zur Sicherung seines eigenen Unrechtssystems.

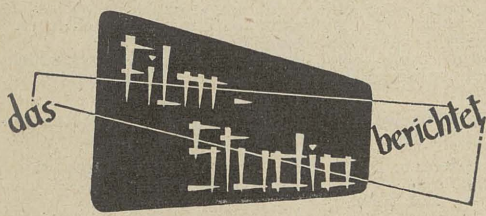
Offensichtlich haben an dieser Stelle die Gutachter unbefangener sehen können als die Juristen. So sprach der theologische Sachverständige Prof. Iwand (Göttingen) von einer Wandlung des Staates unter den Nazis, aber nicht von einer Wandlung vom guten Staat zum bösen Staat, sondern er formulierte: „Der Staat wurde zum Bösen.“

Mehr Achtung vorm Recht

Man soll heute in diesen Fragen des Staates und seines Verhältnisses zur Rechtsordnung „radikal“ werden. Wo nicht, sind Recht wie Staat gleichermaßen in Gefahr. „Gebranntes Kind scheut das Feuer“ — gilt diese Weisheit auch für die Erfahrungen, die wir mit Hitlers Regime gemacht haben? Oder halten wir nicht die Gleichgültigkeit jedweden „Staat“ gegenüber für die einzige Methode, uns wenigstens bis morgen ein „ruhiges Leben“ zu sichern? Oder ist das rechtliche Denken schon völlig verdrängt worden von einem politischen Opportunismus, der da meint, daß dies und das doch eigentlich „ganz gut“ war, daß man vielleicht „das Nationale“ der Nazis oder vielleicht „das Antisowjetische“ oder „die Wehrhaftigkeit“ doch noch verwenden könne? Es sieht manchmal so aus, als ob das Hitler-Regime wenigstens teilweise als Schutzobjekt brauchbar wäre. Oder hat man wirklich Angst, daß man östlich orientierte Widerstandskämpfer ebenfalls decken muß? Dieser „Staat“ war nicht Schutzobjekt der Hoch- und Landesverratsbestimmungen. Welche Kreise auch immer ihm damals widerstanden haben, den Tatbestand des Hoch- bzw. Landesverrats konnte man unter den Nazis einfach nicht erfüllen, oder wir bekennen offen, daß „Staat“ gleich Staat ist und lassen damit zu, daß „Recht“ aufhört Recht zu sein.

Der Remer-Prozeß sollte uns veranlassen, diese Fragen ernst zu nehmen. Wo die Rechtsgrundlagen eines solchen Prozesses nicht immer wieder durchdacht werden, wo nicht vor allem der Staat — vom Hitler-„Staat“ ganz abgesehen — als Institution vom Recht her in Frage gestellt wird, werden wir uns nicht davor schützen können, daß der Staat mit seinen für ihn bestimmten Schutznormen seinen Willen auch gegen das Recht durchsetzt. Wir haben die Pflicht, gerade hinsichtlich solcher Bestimmungen nach der Legitimation des Staates zu fragen; denn nicht „ius“, sondern „iustitia fundamentum regnorum.“

Jan Niemöller.



Das Film-Studio der Universität Frankfurt am Main zeigt:

In der Woche vom 5. bis 10. Mai 1952: Uraufführung der 1. Semesterschau (WS 51/52) und die französischen Filme „La Cité Universitaire“ „Paris Plein Ciel“.

In der AStA-Veranstaltung für alle Neumatrikulierten läuft am 12. Mai noch einmal der Film „Sommerfest der Universität auf Burg Rheinfels 1951“.

Der Streifen „Geburt des Films“ und einige Beispiele aus der Frühzeit der Kinematographie werden in der Woche vom 19. bis 24. Mai gezeigt.

Die genauen Daten (Hörsaal und Urzeit) werden durch Aushang bekannt gegeben. Sollten diese Vorführungen Interesse finden, so ist beabsichtigt, weitere Filme zu bringen, u. a. die abstrakten Farbfilme „Gefährliche Grenzen“, „Bin ich der Hüter meines Bruders?“, den Flaherty-Film „Männer von Aran.“

VERBAND DEUTSCHER
STUDENTENSCHAFTEN



9. DEUTSCHER
STUDENTENTAG
BERLIN

30. APRIL - 3. MAI 1952

Der „Deutsche Studententag“ findet in diesem Jahr vom 30. April bis zum 3. Mai in Berlin statt. Die Betreuung in Berlin erfolgt durch das Organisationsbüro des Studententages. Die Verpflegung während des Aufenthaltes wird vom Organisationsbüro gelenkt und ist kostenlos. Die Quartiere weist das Organisationsbüro an.

Die zur Reise nach Berlin notwendigen Interzonenpässe müssen von den einzelnen Tagungsteilnehmern persönlich rechtzeitig besorgt werden. Mitegeführte Westgedbeträge müssen den Kontrollstellen an der Zonengrenze angegeben werden und dürfen DM 50.— nicht übersteigen. Die Postsparbücher der Bundesrepublik gelten auch in Berlin. Anreisetag ist der 29. April. Abreisetag der 4. Mai.

Das Organisationsbüro, das die Belange sämtlicher Delegierter wahrnimmt, befindet sich am zentralen Tagungsort, dem Studentenhaus am Steinplatz, Berlin-Charlottenburg.

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E.V.

An die Eltern der Studierenden!

In der November-Nummer 1951 der Frankfurter Studentenzeitung hatten wir uns anlässlich der Eröffnung des Wintersemesters 1951/52 an die Eltern der Studierenden gewandt mit der Bitte, im Interesse ihrer Söhne und Töchter die Mitgliedschaft bei unserer Vereinigung zu erwerben. Zahlreiche Eltern sind diesem Rufe nachgekommen; galt es doch, nicht nur den Studierenden selbst gegenüber Opferbereitschaft zu zeigen und materielle Hilfe zu leisten, sondern auch dazu beizutragen, die empfindlichen Lücken, die der Krieg und die Nachkriegsjahre in die baulichen Teile des Universitäts-Komplexes gerissen hatten, zu schließen.

Jetzt ist der Wiederaufbau in vollem Gange, und ein Blick in unsere Universitätsräume zeigt, welches gewaltige Maß an Arbeit bereits geleistet worden ist. Vieles liegt trotzdem noch im argen und es wird weiter großer Anstrengungen bedürfen, die zahlreichen Schäden zu beheben.

Um zu helfen, die Universität Frankfurt a. M. sowohl in ihrem baulichen Zustand als auch als Trägerin der Wissenschaften ganz allgemein wieder zu ihrer alten Blüte zu bringen, ergeht heute anlässlich des bevorstehenden Beginns des Sommersemesters 1952 und der feierlichen Immatrikulation erneut unser Ruf an Sie, verehrte Studenteneltern, und diejenigen Eltern, die es zukünftig sein werden, mit der dringenden Bitte, Mitglied unserer Vereinigung zu werden. Der Mindest-Jahresbeitrag beträgt nur DM 10.— und ist zudem noch steuerlich voll abzugsfähig. Die Mitgliedschaft berechtigt zum kostenlosen Bezug der Frankfurter Studentenzeitung und zum freien Eintritt zu allen Veranstaltungen der Vereinigung und ihrer befreundeten Organisationen.

Wir hoffen, daß Sie sich unseren Bestrebungen nicht verschließen und einen Entschluß fassen werden, der auch Ihnen Genuß bereitet und einer wertvollen Einrichtung dienlich ist.

Mit vorzüglicher Hochachtung!

Vereinigung von Freunden und Förderern
der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main e.V.

Unser heutiges Wissen

vermittelt in kurzen gemeinverständlichen Darstellungen

die bekannte „Sammlung Göschen“
jeder Band DM 2,40.

Verzeichnisse der lieferbaren Bände jederzeit erhältlich bei Ihrem Buchhändler oder beim Verlag

WALTER DE GRUYTER & CO.

Berlin W 35 · Genthiner Str. 31

NACHRICHTEN AUS DEM UNIVERSITÄTSLEBEN

Medizinische Fakultät

Zu außerordentlichen Professoren wurden ernannt die Privatdozenten Dr. Wilhelm Krücke, Dr. Dr. Konrad Thielmann, Dr. Rudolf Link und Dr. Wilhelm Schroeder.

Herr Privatdozent Dr. med. habil. W. Schrade hat sich von der Universität Graz an die Universität Frankfurt a. M. für das Fach der Inneren Medizin umhabilitiert.

Frau Professor Dr. Maria-Pia Geppert wurde zum Mitglied des Internationalen Statistischen Instituts gewählt.

Philosophische Fakultät

Der außerplanmäßige Professor Dr. Harald Patzer wurde zum ordentlichen Professor ernannt und auf den ordentlichen Lehrstuhl für Klassische Philologie (Griechisch) berufen.

Der Ordinarius für Romanische Philologie, Prof. Dr. Erhard Lommatzsch, wurde von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München zum korrespondierenden Mitglied ihrer Philosophisch-historischen Klasse gewählt.

Naturwissenschaftliche Fakultät

Die venia legendi wurde an Herrn Dr. Hermann Muth für biologische und medizinische Anwendungen der Strahlenphysik erteilt.

Der Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät und Leiter des Universitätsinstituts für Lebensmittelchemie, Herr Prof. Dr. Dr. Willibald Diemair, ist von dem Ministerio Van Landbouw, Visserij en Voedselvoorziening 's-Gravenhage, Niederlande, zu einer Besichtigungsreise einiger wichtiger Betriebe eingeladen worden.

Herr Prof. Dr. Wolfgang Hartke hat als erster deutscher Professor in Brügge an dortigen Collège d'Europe Gastvorlesungen über die sozialgeographischen Probleme des neuen Deutschland gehalten.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Die venia legendi wurde an Herrn Dr. Hans Kasten für das Fach der Volkswirtschaftslehre erteilt.

Der Leiter des Soziologischen Institutes an der Universität Frankfurt, Prof. Neundorfer, wurde von der Bundesregierung beauftragt, ein Gutachten über die Auswirkung des Fluchtlingssiedlungsgesetzes zu erstellen. Im Rahmen des Gesetzes sind seit 1949 20.000 landwirtschaftliche Anwesen an Heimatvertriebene übergegangen, in deren soziale und wirtschaftliche Lage nunmehr Einsicht genommen werden soll.

★

Die nächste Sitzung des Studentenparlamentes findet am Mittwoch, den 23. 4. 52, 19 Uhr, in Hörsaal A statt.

★

Eine Veranstaltung für neu-immatrikulierte Studenten ist für den Nachmittag des 12. Mai geplant, in der neben Referaten über akute studentische Probleme ein von Studenten gedrehter Filmstreifen dargeboten werden soll; Näheres am schwarzen Brett.

Einen Dichterabend, unter freundlicher Mitwirkung des S. Fischer-Verlags, und ein Konzert mit Werken Beethovens, im Jahr der 125. Wiederkehr des Todestages des Komponisten, plant das Kultur-Referat des Allgemeinen Studenten-Ausschusses. Datum und Ort der Veranstaltungen werden rechtzeitig durch Plakate angekündigt werden.

Elf türkische Studentinnen und Studenten der jur. Fakultät Istanbul weilten Ende Februar als Gäste der AstA in Deutschland und unternahmen eine Rundreise, die sie von München über Frankfurt a. M. — Mainz — Bonn nach Hannover führte und von dort zurück nach Stuttgart und Basel. Die organisatorische Leitung der Fahrt lag in Händen des WUS und des Auslandsreferates im AstA.

Sieben dänische Studenten vom Technikum Aalborg kamen zusammen mit ihren Dozenten am 3. 4. 52 nach Frankfurt, um im Rahmen einer Studienreise ein Bild von dem raschen Wiederaufbau Frankfurts zu gewinnen.

Die Universität Birmingham entsandte wie in den letzten beiden Jahren eine Gruppe von 41 Studenten nach Deutschland, die als Gäste der Stadt Frankfurt und unserer Universität hier weilten. Als Zeichen der Verbundenheit zwischen beiden Universitäten überreichte Dr. Horn, der englische Reiseleiter, dem AstA ein Geschenk und überbrachte die Grüße der Studentenschaft von Birmingham.

Studienberatung

Wir machen alle Studierenden auf die Umorganisation der Studienberatung aufmerksam. Ab 1. März beraten folgende Studenten:

Juristische Fakultät: cand. jur. Wolfgang Koehler, Ffm., Freiherr-v.-Stein-Str. 9, Tel. 94251. Sprechzeit: Dienstag u. Freitag 10—11 Uhr, Zimm. 37.

Medizinische Fakultät: cand. med. Maria Homburg, Offenbach a. M., Hohestr. 35. Sprechzeit: Montag und Freitag 10—11 Uhr im Vorraum der med. Fachschaft, Mensa, Gebäude der Universitätsklinik.

Philosophische Fakultät: cand. phil. Günther Bechtold, Ffm.-Süd, Heimatring 3. Sprechzeit: Montag 9—11 Uhr, Zimm. 37.

Naturwissenschaftliche Fakultät: cand. chem. Harri Deutsch, Ffm., Sophienstraße 26. Sprechzeit: Montag bis Freitag 8—17 Uhr im org. chem. Institut, Saal 3. Fachrichtung: Math., Physik, Chemie.

Dipl.-Chem. Paul Krause. Sprechzeit: Montag bis Freitag 8—17 Uhr im anorganisch chem. Institut, Tel. 77434, alle übrigen naturw. Fachrichtungen.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät: cand. rer. pol. Karl Schmidt, Ffm.-Nied, Bildeckerstr. 1, I. — Sprechzeit: Während des Semesters Dienstag 9—10 Uhr und Freitag 10 bis 11 Uhr, in der Bibliothek der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftl. Fakultät; Universitäts-Hauptgebäude.

Wir bitten insbesondere die neu immatrikulierten Studenten, sich mit allen Studien- und Berufsfragen an ihren Studienberater zu wenden.

KATHOLISCHE STUDENTENGEMEINDE

Der Semester-Eröffnungsgottesdienst findet Sonntag, den 11. 5. 1952, 10 Uhr, c. t. in St. Bonifatius, Ffm.-Süd, Holbeinstraße 70, statt.

Jeden Sonntag während des Semesters akademischer Gottesdienst in St. Leonhard (Eiserner Steg) um 8.45 Uhr. Beginn: Sonntag, den 18. 5. 52.

Donnerstags Missa in St. Elisabeth am Kurfürstenplatz um 19.15 Uhr. Beginn: Donnerstag, den 15. 5. 52.

Dienstags Missa für Mediziner in der Rektorskapelle des Städtischen Krankenhauses, Ludwig-Rehn-Str. 17, um 7 Uhr. Beginn: Dienstag, den 13. 5. 52.

Treffen der Neu-Immatrikulierten am Mittwoch, den 14. 5. 52, um 20 Uhr im Hotel „Haus der Kochkunst“, Windmühlstraße.

Offener Abend des Studentenparlamentes: montags um 19.30 Uhr, Brönnertstraße 24. Thema: Die weltanschaulichen Grundlagen des Liberalismus. Beginn: Montag, den 12. 5. 52.

Sozialwissenschaftlicher Arbeitskreis Prof. Hirschmann S. J. mittwochs, 20 Uhr, 14-tätig. Thema: „Die katholische Kirche und die politischen Parteien in Deutschland“. Haus der Volksarbeit (Unterweg 10).

EVANGELISCHE STUDENTENGEMEINDE

Der Semester-Eröffnungsgottesdienst findet Sonntag, den 11. 5. 1952, 8.30 Uhr, in der Alten Nicolaikirche (Römerplatz) statt.

Abendmahlsgottesdienst am Freitag, den 2. 5. 52 um 8 Uhr in der Alten Nicolaikirche, und am Mittwoch, den 7. 5. 52 um 19. Uhr c. t. in der Christuskirche, Beethovenplatz.

Technische Hochschule Darmstadt

Prof. Dr.-Ing. Kurt Jaroschek wurde zum ordentlichen Professor ernannt und auf den Lehrstuhl für Wärmetechnik berufen.

Prof. Dr. U. Hofmann hat für das Jahr 1952 den Posten des I. Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Elektronenmikroskopie übernommen. — Er wurde zum ordentlichen Professor ernannt und auf den Lehrstuhl für Anorganische Chemie berufen.

Prof. Dr.-Ing. Friedrich Hübener wurde zum ordentlichen Professor wiederernannt und auf den Lehrstuhl für Fördertechnik und Lasthebemaschinen berufen.

Prof. Dr.-Ing. habil. Werner Krämer wurde zum ordentlichen Professor ernannt und auf den ordentlichen Lehrstuhl für Elektromaschinenbau in der Fakultät für Elektrotechnik berufen.

Dipl.-Ing. Eugen Wiedemann wurde zum Honorar-Professor in der Fakultät für Elektrotechnik unter gleichzeitiger Erteilung eines Lehrauftrags „Konstruktion elektrischer Maschinen“ ernannt.

Prof. Dr. Otto Scherzer hat einen Ruf auf den ordentlichen Lehrstuhl für Theoretische Physik an der Universität Köln erhalten.

Prof. Dr. Alfred Neuhaus wurde der Lehrstuhl für Mineralogie an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bonn übertragen. Er wird seine Tätigkeit in Bonn im Sommer-Semester 1952 beginnen.

Prof. Dr.-jur. Carl Ludwig Heyland (Universität Gießen), der in der Fakultät für Kultur- und Staatswissenschaften mit der Abhaltung von Vorlesungen über Staats- und Verwaltungsrecht beauftragt war, ist am 11. Februar 1952 im Alter von 62 Jahren verstorben.

Professor Dr.-Ing. Ludwig Lebrecht wurde vom Verband Deutscher Elektrotechniker (VDE) zum Vorsitzenden seines wissenschaftlichen Ausschusses gewählt.

Professor Dr. Otto Stocker wurde zum persönlichen Ordinarius ernannt.

Das Sommersemester der Technischen Hochschule Darmstadt begann am 1. April und dauert bis 30. September. Die Vorlesungen begannen am 16. April und enden am 17. Juli. Die Pfingstpause dauert vom 3. bis zum 7. Juni.

Neue Bücher:

Mit dem kürzlich im Stollfuß Verlag, Bonn, erschienenen Deutschen Hochschulführer 1952 hat der Verband deutscher Studentenschaften (VdS) dem Studierenden wiederum ein wertvolles Orientierungswerk über die Gegebenheiten an den einzelnen deutschen Hochschulen in die Hand gegeben. Jeder Student, der einen Studienplatzwechsel beabsichtigt, findet in diesem Buch die wichtigsten Daten über die Universität oder Hochschule, für die er sich interessiert.

Im einzelnen kann man daraus erfahren, wie zum Beispiel die Lebensverhältnisse in Berlin sind, wie hoch die Lebenshaltungskosten anzusetzen sind, welche Fakultäten vorhanden sind und welche Abschlussklausuren abgelegt werden können. Weiterhin findet man eine Übersicht über die wichtigsten Studiengänge, sowie eine Zusammenstellung der sachlichen Kosten des Studiums in den einzelnen Fakultäten.

Man kann wohl sagen, daß das Werk eine erfreuliche Fortsetzung der vorangegangenen Hochschulführer darstellt. p.

H. Berg: Übungen im bürgerlichen Recht (Verlag Walter de Gruyter Berlin 1951, 2. Aufl., 140 S., DM 6.—).

H. Schönfelder: Prüfe Dein Wissen: BGB - Recht der Schuldverhältnisse Allg. Teil (C. H. Beck Verlag München 1951, 3. Aufl., 218 S., DM 5.80).

Die Streitfrage: juristisches Repetitorium ja oder nein wird wohl nie verstummen. Für den Studenten steht fest: die im Rahmen der Universität abgehaltenen Übungen reichen nicht aus. Er muß zu weiteren Hilfsmitteln greifen. So braucht der Student einmal ein Buch, in dem er eine Ergänzung zu den Übungen innerhalb der Universität findet. H. Berg bringt in seinem Übungsbuch vom einfachen zum schwierigen aufsteigend eine gute Zusammenstellung von Fällen und einer Anleitung zu ihrer Lösung. In strittigen Fragen wird auf die Literatur hingewiesen und so zu grundsätzlichen Fragen Stellung genommen. Weiterhin ist es wesentlich, dieses theoretische Wissen zu wiederholen. H. Schönfelders „Prüfe Dein Wissen“ bietet eine solche Möglichkeit. Nach dem Frage- und Antwortsystem aufgebaut, findet man jeweils auf der linken Seite der Seite die Frage und rechts in kurzen und klaren Sätzen die Antwort, in der besonders die RG-Rspr. verwertet wird. Vorteilhaft ist die systematische dem BGB folgende Zusammenstellung der Fragen, dem Studenten ist es so möglich, sich über auftauchende Fragen rasch zu unterrichten. pn.

Café SCHWILLE · Konditorei

FRANKFURT A. M., Gr. Bockenheimer Str. 50
(zwischen Hauptwache und Opernplatz)

Telefon: 93663 u. 91183